
1876.
Neue Monatshefte
für
Dichtkunst und Kritik.
Herausgegeben
von
Oscar Blumenthal.
III. Band. Heft 4.
Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1876.

April 1876.

Inhalt.

Die „Neuen Monatshefte" erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats im Umfang von 5—6 Bogen Lex. eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Ein Novellenstoff.

Erzählung.

Von **Ada Christen.**

Der Regen floß in Strömen über die hohen Spiegelscheiben des kleinen halbdunklen Lesezimmers, welches das letzte Gemach eines weitläufigen vornehmen Kaffeehauses war. Nur auf den großen Lesetisch, wo bunt durcheinander Zeitungen aus aller Herren Länder lagen, fiel der runde, scharf abgegrenzte Lichtschein der Hängelampe. Ein einziger Mensch saß in der tiefen Fensternische und verfolgte mit dem großen sorgsam gepflegten Nagel seines Zeigefingers auf der Innenseite der Scheibe die schmalen Regenrinnen, die sich auf der Außenseite bildeten. Obwohl das Glas Wind und Regen abhielt, so fröstelte der junge Mann doch zusammen, wenn plötzlich die schweren Regentropfen, vom Sturm herübergeworfen an die Scheibe klatschten; sobald aber das trübe Wasser ruhig herablief, verfolgte er mit dem Nagel wieder gedankenlos die bewegliche Straße. Dabei nagte er an der Unterlippe und schaute so unablässig auf das hohe Dach des gegenüberliegenden Hauses, als ob für ihn nur dies abgespülte Hausdach auf der Welt wär.

Ein kleiner pudelnasser Junge, der draußen durch die stille Hintergasse daherlief, blieb überrascht stehen und glotzte verwundert in das häßliche Gesicht, das mit seiner an der Scheibe plattgedrückten Nase kaum schöner wurde, als es in seiner normalen Form war. Die vollen dunkelrothen Lippen klebten weit geöffnet an dem Glase und der Bursche draußen streckte lachend einen Finger aus, als ob er den Träumer hinter dem Spiegelfenster in den Mund fahren wollte, im selben Augenblicke aber klappten die großen weißen Zahnreihen zusammen und der Junge zog erschrocken aufschreiend die Hand zurück, während der Mann drinnen laut auflachte!

Dieses kindische Zwischenspiel mochte erfrischend auf den Poeten gewirkt haben, denn er strich seinen kurzen rothbraunen Vollbart zurecht, nahm seiu Taschenbuch heraus und schrieb rasch, ohne sich weiter um Wind und Wetter zu kümmern. Mit einenmale aber stieß er einen derben Fluch aus und schleuderte das Taschenbuch weit von sich, sodaß es zu den Füßen eines schlanken Mannes, welcher eben eintrat, niederfiel.

„Zufall?" fragte der Eintretende, und nahm das Buch auf.

„Nein, Absicht!" wetterte der Andere, „natürlich sollte das kein Willkomm für Sie sein .... Bitte setzen Sie sich hierher zu mir, damit ich alle meine nutzlosen Gedanken los werde."

„Mich dünkt, die sind Sie los, halte ich sie nicht hier in meiner Hand?" Er reichte das Taschenbuch dem Eigenthümer hin.

„Oh diese Gedanken! lächerlich! Seit zwei Stunden sitze ich hier, trinke schwarzen Kaffe, wie Gift so stark und dabei balge ich mich mit einem nichtsnutzigen Novellenstoff herum, daß mich schon die Schusterjungen draußen auf der Straße narren.“ Verzweifelt griff er mit beiden Händen in seine kurzgeschnittenen röthlichen Haare und rief wieder ingrimmig: „Oh dieser elende Stoff!“ ....

Der Angekommene hatte seinen dunklen Regenmantel abgelegt, eine Cigarre angebrannt, dem Diener einen kurzen Auftrag gegeben und wollte sich nun an den Lesetisch setzen. Der Mann in der Fensternische fuchtelte indeß mit seinem Taschenbuche in der Luft herum und rief erregt scherzend:

„Setzen Sie sich doch zu mir! Sind wir darum seit Monaten getreuliche, einsame, gegeneinander nachsichtige Besucher dieses eigentlich unheimlich-finsteren Lesezimmers, haben wir uns darum verschont mit viel Rede und Antwort, und uns freundschaftlich die Zeitungen zugeschoben, welche Jeder von uns in demselben Augenblicke am liebsten gelesen hätte? Solche Opfer bringt man nur werthen, sehr werthen .... hm .... Bekannten! .... Ja ja .... Bekannten!“ schrie er, entzückt darüber, rasch das Wort gefunden zu haben, welches Denjenigen, für welchen er so viel Opfermuth entwickelte, gebührend bezeichnen konnte. Am liebsten hätte er Freund gesagt, aber selbst in seiner größten Erregung fühlte er, daß es nicht gut anging dem fremden schweigsamen Manne gegenüber, wenn er ihn auch seit Monaten kannte und täglich mit ihm zusammentraf.

„Herbert, Schriftsteller“, sagte er, sich vorstellend, als der Fremde vor Monaten drei Tage nacheinander mit schweigender Höflichkeit sich ihm gegenüber an den Lesetisch setzte, und zuweilen mit einem forschenden Blick zu ihm hinübersah.

„Ferdinand Schwarz“, erwiderte der Fremde damals, und es klang nicht wie ein schaales Gewohnheitswort, als er dem Schriftsteller sagte, daß er ihn längst aus seinen Werken kenne und schätze. So wurde vor Monaten die Bekanntschaft geschlossen, die sich auf das tägliche Zusammentreffen an demselben Orte beschränkte.

Obgleich Schwarz nicht sehr viel sprach, war er doch für den Poeten ein vorzüglicher Gesellschafter. Seine Worte hatten Gehalt, sein Schweigen war jenes des aufmerksamen Zuhörers, und das wußte der lebhafte, rasch angeregte Herbert zu schätzen. Auch jetzt saß er dem Schreienden, sich mit bedeutsamen Geberden Abhetzenden ruhig gegenüber, hielt den Kopf lauschend zur Seite geneigt und schaute mit großen sinnenden Augen in die häßlichen bewegten Züge Herberts.

„Ich quäle mich, ich quäle Sie, ich quäle sogar den Baptist!“ schrie dieser rücksichtslos gegen die Thüre, wo flüchtig das Haupt des genannten Dieners sichtbar wurde, und rasch verschwand, als der Aufgeregte seine Hand in dieselbe Richtung schwang.

Schwarz setzte sich in die Fensternische, stützte seinen dunklen Kopf leicht auf die Hand, blies ein paar Rauchwolken zur Seite und jeder Zug seines feinen Gesichtes sprach ein erwartungsvolles Interesse aus.

„Herrgott, was gäbe ich dafür, wenn ich einen tüchtigen Stoff hätte, einen Stoff für Männer, nicht für junge und alte Jungfern; wissen Sie, etwas, das im Kopfe bleibt, wenn man das Buch aus der Hand legt.“

„Und ein solcher Stoff sollte sich nicht finden lassen?“ meinte zweifelnd Schwarz.

„Schwer! Vielleicht wird er auch gar nicht begehrt in kleinem Rahmen. Sehen Sie, ich bin ehrlich, ich sage Ihnen, wie es mir ergeht; so und so viele meiner Herren Kollegen, die flunkern herum, als ob die Muse hergeflogen käme und ihnen das fertige Kindlein in den

Schooß legte. „Der Stoff liegt auf der Straße! . . . . Greift nur hinein ins volle Menschenleben! . . . Grün ist des Lebens goldner Baum!" und so weiter und so weiter . . . damit schwadroniren diese Gottesgnaden-Dichter herum, und dabei flicken sie sich nur aus so und so viel verbrauchten Lappen einen Stoff zurecht — das Zeug wird gestampft und gewalkt — und dann schnitzeln sie etwas heraus davon, das dem Leben gerade so ähnlich sieht, wie ein aus schwarzem Papier geschnitztes Schattenbild einem lebendigen Menschen gleicht. Die gewissen Schriftsteller nehmen nur keinen so dunklen Untergrund zu ihren Bildern, oh beileibe nicht! Nur kein schwarzes Silhouettenpapier, das Leben ist ja rosenfarbig, wenn sie es in die Hand bekommen, und die Jungfräulein müssen daran glauben! . . . . Alle die Stofflappen kommen rosenfarben aus der geistigen Stampfe und gelten für „von der Straße aufgelesen, aus dem Leben gegriffen" . . . . Bitte, meine sehr verehrten Herren, bücken Sie sich jetzt zum Beispiel und holen Sie mir ein Stück rosenfarbenen Stoffes von der Straße, Sie werden viel waschen und putzen müssen, bis er für Sie brauchbar ist!" . . . . . .

„Es regnet aber nicht immer", war die ruhige Erwiderung. „Sie gefallen sich heute in den Sophismen, welche Sie gestern so unbarmherzig-lustig einem Afterpoetlein als Lebensweisheit auftischten, um ihn dann laufen zu lassen und zwar mit der Bemerkung, daß der Junge hoffentlich jetzt noch dümmer sei als er vor einer halben Stunde war . . . ."

Mit einem spöttischen Augenzwinkern und einer rücksichtslosen Launenhaftigkeit in dem Ton seiner Worte klagte Herbert ausweichend: „Wenn ich nur einen Stoff hätte!"

„Auch diese Klage ist nicht neu bei Ihnen, mag auch ein schlechtes Theil Scherz dabei sein. Lachen Sie nur, ich kenne Sie, ich nehme mir oft die Freiheit, Sie zu beobachten und über Sie zu denken . . . . . Ich dichte auch zuweilen, wenn ich auch nicht niederschreibe, was mir durch den Kopf geht. In letzter Zeit habe ich sogar ungewöhnlich viel gedacht. Ein äußeres Ereigniß im Schicksal eines meiner Freunde gab den Anstoß und stückweise hat sich in meinem Kopf eine seltsame Geschichte entwickelt . . . . Wenn ich sie zusammenhängend erzählen kann, so will ich Ihnen den Stoff zur Ausarbeitung überlassen."

Aus dem unschönen Gesichte Herberts war plötzlich jede Spur von Aufregung und Sarkasmus wie hinweggewischt; scharf schaute er in die ruhigen vornehmen Züge des Sprechers, dann ließ er den Vorhang über die Spiegelscheibe rollen, als wollte er durch das, was draußen auf der Straße vorging, nicht abgezogen werden, und rief endlich dröhnend: „Baptist!" . . . .

Der pfiffige Baptist kam mit nobler Miene angeschwebt, goß die Schale Herberts voll, drehte auf einen Wink die Hängelampe höher und harrte dann, mit einem süßlichen Lächeln auf dem verbindlich vorgestreckten Antlitz.

„Baptist, ich will nicht, daß irgend ein fetter Hofrath oder ein windiger Advokatenschreiber auf die Idee kommt, hier statt draußen im Salon zu lesen. Baptist, ich vertraue uns Dir an."

Der also Angeredete schob sein glatt rasirtes Kinn nach rechts und links, griff an den frauenhaft tiefausgeschnittenen Halskragen, als ob er ihn lockern müßte, damit auch sein körperliches Ich diesen geistig bevorzugenden Auftrag ganz in sich aufnehmen könne, und glitt dann geräuschlos zu der Thüre. Hier zog er mit einer graziösen Bewegung den schweren Vorhang an den blanken Metallringen zu, räusperte sich, um seine Anwesenheit noch anzudeuten, dann knarrte die Thürklinke, und gleichsam doppelt abgeschlossen

von der profanen Kaffeehaus-Außenwelt saßen die beiden Männer in dem kleinen düsteren Gemache.

„Also!" bat Herbert mit ruhiger Stimme, „also bitte, den Stoff."

Schwarz rückte seinen Stuhl mit der Lehne gegen die Spiegelscheibe, sodaß sein Gesicht dem Poeten nur halb zugewandt war, und dann wiederholte er leise und bestimmt das letzte Wort.

„Die Geschichte, die ich erzählen will, möchte ich ernst und aufmerksam von Ihnen angehört haben, Herr Herbert.... Sie sollen so ruhig und klar Ihr Urtheil über meinen Helden sprechen, wie die Probleme in Ihren Werken gelöst sind.... Wollen und können Sie das?"

„Gewiß!"

„Ich beginne..... Mein Held war kein sonderlich liebenswürdiges Kind, er war schwächlich, nervös, verhätschelt, er wurde wie ein schönes Hündchen von einem Weiberschooß auf den andern geschleppt, denn die Mutter des Knaben lebte in einem Dorfe in einem alten Jagdschloß — hielt sich jeder Gesellschaft ferne und sah nur zur Sommerszeit viele Frauen mit ihren kleinen Töchtern bei sich, denn das Schloß wurde von ihren Jugendfreundinnen als Ausflugsort benutzt. Männer oder Knaben durften nie über ihre Schwelle, und der lange Winter ging in öder ungestörter Einsamkeit dahin. Und doch war die Dame eine noch junge, schöne, reiche und vornehme Frau.... Sie war stets krank, ihre ganze feine Gestalt vibrirte von einer beängstigenden Nervenreizbarkeit, die unschuldigsten Knabenstreiche des Kindes waren für sie Schrecknisse, die sie mit hysterischen Weinkrämpfen und schweren Ohnmachten bezahlen mußte, Erscheinungen die den Sohn so erregten, daß er selbst wie todt hinfiel, wenn er die Qualen seiner Mutter sah. Immer nur in ihrer Nähe lebend, ganz unter ihrem alleinigen Einfluß wurde allmählig das Kind in seinem ganzen Wesen dem ihren ähnlich. Es war dieselbe fieberhafte Zärtlichkeit, dasselbe zitternde an sie Drängen, dasselbe Zusammenschrecken bei dem kleinsten Geräusche. Der Sohn konnte sich so wie seine Mutter ohne jede Veranlassung ängstigen und freuen, er konnte ohne faßbare Ursache plötzlich auflachen oder aufweinen und dann über diese unvermittelten Ausbrüche selber verzagen."

Der Erzähler hielt inne, sah zu den Rauchwolken hinauf, die, rosig angehaucht von dem Lichtschein, um die Lampe zogen. Herbert schien enttäuscht, und wenn ihn etwas anregte, so war es jetzt das Profil des Erzählers. Der weiche Mund mit dem gesenkten Winkel, das große stille Auge, die langen leichtgewellten Haare, vor Allem aber die starke Nase, die in gerader Linie von der Stirne auslief und dem Kopfe ein ungewöhnliches statuenhaftes Gepräge gab. Das ruhige Antlitz änderte sich auch nicht als er wieder anhub.

„Seine Nerven und die seiner Mutter erdrückten also bald alle Jugendluft, allen Drang zu Knabenstreichen in ihm, er ließ sich geduldig mit Zuckerwerk füttern und prügelte höchstens noch zuweilen heimlich die kostbaren französischen — Puppen, die kleine Wunderdinge mit ihren beweglichen Augen und herrlichen Kleidern waren und den Neid aller seiner Spielgenossinnen erregten. Aber der verweichlichte Junge wuchs doch zusehends, die Luft, die freie Bewegnug in dem waldähnlichen Parke, kräftigte seinen Leib, nur seine Seele lag wie in leichte Schleier gehüllt. Endlich aber kam die Zeit, wo an einen Lehrer gedacht werden mußte. Der alte Priester hatte weder Zeit noch Geduld genug, um dem geistig schwerfälligen Kinde ein guter Erzieher zu sein und so kam denn nach ängstlichen Berathungen und dicken Briefen eine Erzieherin auf das Schloß.....

Die lange Dame mit dem kurzgeschnittenen grauen Haar und den großen runden Brillengläsern war wie ein verkleideter Mann in ihrem Aussehen und Wesen. Die groben durchfurchten Züge, die hohen derben Stiefel, das schlotternde Kleid mit der männerrockartigen Ueberjacke, das Alles paßte zu der rauhen Stimme, den bestimmten Bewegungen, der knochigen Hand, zu dem wilden Ernst in guten und den herben Spott in bösen Stunden .... Sie sei die Frau eines sehr gelehrten Professors gewesen, sagte sie mit herausforderndem Nachdruck der blassen, zusammenschreckenden Frau des Hauses, als diese sich erkühnte, ein zweitesmal auf die schon einmal gründlich besprochenen Lebensverhältnisse der Frau Professor zurückzukommen .... Die Erzieherin verletzte die Nerven der Mutter und des Kindes auf das allergröbste, besonders durch ihre Stimme, ihre Stiefel und ihren Tabaksgeruch, denn die würdige Dame rauchte selbst während der Unterrichtsstunden, und als die Mutter ihres Zöglings sie bat, wenigstens zu dieser Zeit ihrer Gewohnheit zu entsagen, da erwiderte sie derb: „Wenn es der Junge nicht ertragen kann, so nehmen Sie eine bleichsüchtige englische Mamsell oder einen alten Pfaffen als Erzieher, ich ändere meine Gewohnheiten um keines Menschen willen!“ .... Die Frau Professor rauchte weiter, aber die schöne vornehme Mutter zog sich mehr und mehr in ihre Zimmer zurück, besonders in das letzte und kleinste, wo nichts als ein unbequemer Betschemel vor einem großen weißen Kreuze stand und wohin ihr selbst das geliebte Kind nicht folgen durfte. Die Frau Professor zuckte in ihren bösen Stunden die Achseln darüber, in ihren guten Stunden sagte sie mitleidsvoll und selbstbewußt: „Jeder tröstet sich nach seiner Art. — Ich habe Philosophie studirt ....“

„Gefällt mir, die Alte“, warf Herbert wohlgefällig lachend ein.

„In solcher Umgebung wuchs der Knabe auf, und je älter er wurde, desto krampfhafter, verzweifelter umklammerte ihn seine Mutter, sie zog ihn von seinen Büchern fort, um ihn an ihr Herz zu reißen, ihm zu schwören und zu betheuern, daß kein Wesen auf Erden ihn je so grenzenlos lieben werde wie sie. Mit gerungenen Händen bat sie den Sohn, stets daran zu denken, ihr Leben, ihr Seelenheil hänge an seiner Liebe, und das erschöpfte Kind versprach und betheuerte etwas, was es nicht fassen konnte .... Was sich bei dieser Erziehung erlernen ließ, das lernte der Knabe von der widerhaarigen Frau Professor, sogar rauchen und fechten mußte er mit ihr ganz rückwärts in dem dichtesten Gebüsche des Parkes, damit es niemand aus dem Schloße sah: „Einmal wird sie Dich doch unter Männer bringen müssen, Deine arme Mutter, dann kannst Du Dich doch wenigstens ein bischen anstellen“ .... meinte die alte Frau. „Und warum sollte ich nie mit Knaben zusammenkommen, warum empfängt meine Mutter nur Damen?“ ... frug der Sohn, zum erstenmal sich eigentlich ganz bewußt, wie sorgfältig er von Seinesgleichen abgeschlossen war. „Weil Knaben und Männer wenig taugen für einen schwächlichen Burschen wie Du,“ erwiderte die Alte unwirsch, „und dann weil Du nicht nöthig hast, Dich an Mann oder Weib anzuschließen, weil Du Haus und Hof und Gold in Hülle und Fülle hast, also auch Niemand lieb haben mußt, als Deine Mutter und — Dich selber. Das Klügste ist, wenn Du einstweilen nicht über Dich und über uns nachgrübelst, bald wirst Du alt genug sein, um zu erfahren, ob man Recht oder Unrecht hatte, aus Dir zu machen was Du bist, dann wirst Du die Wahl haben zu leben wie es Dir gut dünkt. Deine Mutter meint, sie habe Alles zu Deinem Glücke gethan was sie that ... und Deine Mutter hat ein schweres Nervenübel, darum meinen Alle, die mit ihr reden, dasselbe was sie meint .... sehen wir, wo wir hinkommen mit dieser Meinung.“

Herbert schüttelte den Kopf, als ob er sich nicht einverstanden erklärte, und schrieb manchmal hastig einige Worte in sein Taschenbuch; eine große Fliege schwirrte surrend durch das Zimmer, kreiste um die Lampe und fiel mit versengten Flügeln auf den Tisch.

„Was würden Sie mit dem weibisch verwöhnten Jungen beginnen?" wandte sich der Erzähler plötzlich an den Schriftsteller.

„Ich weiß es noch nicht," erwiderte dieser ehrlich.

„Vielleicht würden Sie einen Plan mit ihm haben, wenn Sie in die halbwache Seele schauen könnten, oder nur in die neugierigen Augen des großen Kindes, das die Welt nur aus den Büchern kannte. Weder das Gute, noch das Böse, das er las, machte einen großen Eindruck auf ihn; es stand eben in einem Buche, gehörte zu den Gegenständen, die gelernt sein mußten. Nur die großen Männer der Geschichte wollten ihm zuweilen nicht aus dem Kopfe, seine Mutter konnte sie nicht aus den Büchern streichen, und die Frau Professor mußte zu ihrem Bedauern zugestehen, daß die Helden keine Frauen waren ... Endlich aber kam die Stunde, wo er, ohne sich vor den Krämpfen und Thränen seiner Mutter zu fürchten, mit ihr über seinen Vater reden durfte. Bis nun war sie stets ohnmächtig geworden oder war in ihr Betzimmer geflohen, wenn er das Wort „Vater" aussprach, und nun stand sie gebeugt vor ihm, verhüllte ihr schönes, früh verblühtes Gesicht und sagte: „Bleibe, mein Sohn, ich muß mit Dir .... von Deinem ... oh .... von Deinem Vater sprechen!" Freudig bewegt wollte der Jüngling ihre Hand erfassen, aber zum erstenmal wehrte sie ihn mit dem Ausdruck des Entsetzens ab und sagte dann mit flehender demuthsvoller Stimme: „Dein Vater ... hat binnen drei Tagen das Recht, von mir ... seiner geschiedenen Frau, seinen Sohn zu fordern ... Dich! ... Du hast in drei Tagen die Wahl, ob Du bei mir bleiben willst, oder ob Du in Zukunft bei Deinem Vater leben willst, bei ihm, der nur wie eine Gnade mir das Recht gab, Dich fünfzehn Jahre lang zu besitzen .... Nur Du weißt, was Du mir bist! ... Gott wird Deinen Sinn so leiten, daß mir das letzte und einzige Glück auf Erden erhalten bleibt" ... „Und warum, meine Mutter, kann ich nicht mit Euch Beiden leben, warum muß ich wählen? Warum sah ich meinen Vater nie, warum sind wir getrennt von ihm?" frug der Sohn in derselben hastigen, zitternden Weise wie die Mutter. Sie könne ihm das nicht erklären, er solle sich an die Frau Professor, an den Doktor, an den Pater wenden, nur mit ihr solle er um aller Heiligen willen Mitleid haben und sie jetzt verlassen, sagte mit verlöschender Stimme die zagende Frau" ....

Der Erzähler unterbrach sich; da die Lampe schwankte, so flog es wie ein Schatten über sein ruhiges Haupt, ein tiefer Seufzer hob die breite Brust, lässig fiel die Hand auf den Tisch und wie von einer jähen Muthlosigkeit angefallen frug er:

„Soll ich weiter erzählen?"

„Gewiß, gewiß!" drängte der Schriftsteller, eine Rauchwolke von sich blasend, „ich bin gespannt, was Sie mit dem Helden beginnen, ich habe ihn jetzt fest," und er klopfte auf sein Taschenbuch.

„Der Jüngling eilte zu seiner Erzieherin, sie dünkte ihm die Einzige, welche ihm Alles klar und deutlich sagen konnte. Der schüchterne Priester und der in Höflichkeit zerfließende Arzt trugen das Gepräge der alten Kammerfrauen, sie hatten dieselben ausdruckslosen Züge, die er oft anstarrte, bis ihm alle Gedanken erstarben und er nur noch wußte, daß diese Menschen da seien, um seiner Mutter zu gehorchen ... Selbst die jüngeren Mägde glichen sich durch ihre gedämpfte Redeweise, durch ihre besorgte,

hinhorchende Art. Er flog vorbei an dem zurückweichenden Gesinde und rannte, mit sich selber redend, weinend, zitternd zu der alten Frau. Mit fliegendem Athem richtete er alle die Fragen an sie, welche ihm die Mutter nicht beantwortet hatte. Erst stand die Frau nachsinnend, dann ging sie mit großen Schritten in der Stube auf und nieder, endlich stieß sie die Faust auf den Tisch und sagte bitter ... „So, da ständen wir jetzt vor der verschlossenen Thür, die ruckweise hätte geöffnet werden sollen, und nun, wo es den Kopf zusammenhalten heißt, nun kommt ihr Beide mit Euren Nervenzuständen und Eurem aufgeregten Firlefanz. Jetzt halte Dich stramm, Junge, zeige, daß sie den Mann in Dir nicht wirklich ganz vernichtet haben. Da, zünde Dir eine Cigarre an, meinetwegen soll sie jetzt herüberkommen und es sehen! .... Vor Allem mache Dir klar, daß Du jetzt endlich einmal selber, mit Deinem eigenen Hirn und Deinem eigenen Herzen etwas anfangen sollst ... Höre mich an. Es ist dreißig Jahre her, daß mir dasselbe geschehen ist, was Deiner Mutter vor fünfzehn Jahren geschah ... Unsere Männer haben sich von uns getrennt, sich scheiden lassen, verstehst Du? Mein Mann hat sich um seine alten Gemmen und um meine junge blitzdumme Mündel mehr gekümmert, als um seine unschöne kluge Frau, um mich ... Dein Vater fand, als Du zwei Jahre alt warst, ein schönes Weib, das ihn leidenschaftlich liebte, und das gefiel ihm mehr als die pflichtschuldige Neigung Deiner stillen Mutter, die am Altare „Ja" gesagt hatte, weil es seine Eltern und ihre Eltern wünschten, und die einmal den ganzen Tag in der Kirche auf den Knien lag und Buße that, weil Dein Vater im Jähzorn ein stütziges Pferd zusammenschoß."

„Einen Augenblick, einen Augenblick!" bat Herbert, schrieb hastig in seinem Taschenbuch und forderte den Erzähler mit einer Geberde auf, fortzufahren.

„Ich bin damals nicht bis über den Kopf in Irrthümer hineingerannt, als ich sah, daß etwas schief ging in meinem Leben, ich habe Philosophie studirt, mein Junge, bin Lehrerin, bin Professor geworden ... und habe mich keinen Pfifferling mehr um die Männer gekümmert." Dann streckte sie die Arme weit von sich, ließ sie achselzuckend niedersinken und sagte gedehnt: „Deine Mutter aber ist katholisch geworden" ...

„Es schwenkt noch einmal ab von meinem Plan," meinte Herbert überrascht.

„Mein armer Held zerquälte sein langsam arbeitendes Gehirn, und sein ganzes Angstgefühl faßte er in die Frage zusammen: „Wußte jene andere Frau, daß mein Vater vermählt war? ..." „Freilich," betonte die entrüstete Dame, „mein Mündel wußte es auch, daß der Professor mein Mann ist".... Ein Fieberfrost schüttelte die Glieder des Knaben, vergeblich suchte er nach einem bezeichnenden Worte, endlich aber stieß er in fast biblischer Redeweise heraus: „Und sie gesellte sich doch zu dem Manne?"... Seine Gedanken schweiften wirr durcheinander, er konnte sich die Empfindungen von Mann und Weib nicht klar machen. Das, was er aus den Büchern wußte, galt ihm nur als die Aufzeichnungen von Einzelnfällen jener längst vermoderten Menschen, die seinem Herzen so fern standen, da hörte er aber die Geschichte jener Menschen, die eng mit seinem Dasein verknüpft war, da entwirrten sich Ereignisse vor ihm, in welche er eingreifen mußte, da stand er zwischen Menschen, die um seinetwillen litten, fehlten und in ihm unfaßbaren Zuständen lebten. Wie ein jählings aus dem Schlafe Aufgerüttelter griff er nach der verwitterten Gestalt vor ihm, die, beunruhigt durch seinen wirren, hülflosen Blick, nur verbittert klagend ausrief: „Die Männer sind Lumpe! Lumpe!"

„Aber das Wesen, welches so viel Unheil über uns brachte und meinen Vater an sich riß, ist ja ein Weib!“ stammelte der Jüngling.

„Oho! er ist auf der Fährte! . . .“ murmelte Herbert.

Der Erzähler neigte seinen Leib vorwärts, ließ die gefalteten Hände zwischen den Knien niederhängen, schloß die Augen, als wollte er seine Erinnerungen sammeln und schwieg eine Weile. Baptist schob geräuschlos den Kopf durch den Vorhang, sah nachdenklich auf die Beiden und verschwand wieder.

Schwarz hub an: „Einen Augenblick suchte auch die Frau Professor nach einer Antwort, dann nahm sie zerstreut die Brille ab, putzte die Gläser vorsichtig, steckte sie bedächtig wieder auf, und sagte unsicher: „Mein Lieber, es gibt Ausnahmen unter den Weibern, nicht Alle sind Heilige . . . oder Philosophinnen“ . . . und in ihren Vortragston fallend, docirte sie: „Wer war eigentlich Cleopatra? . . . Wer war Messa“ . . . sie unterbrach sich, erschrocken räuspernd, und verbesserte: „Lukretia Borgia . . . Die Geschichte gibt Beispiele, daß“ . . . . „Oh lassen Sie jetzt das“, bat der Jüngling, „mich dünkt — mich dünkt, daß ich unwissend und albern bin wie ein Kind, jetzt aber will ich nur wissen, was mit mir und meiner Mutter geschehen soll?“ — Ueberfroh, daß sie aus den gefährlichen Geschichtserörterungen herauskam, erzählte die Frau ihrem Zögling, daß vor fünfzehn Jahren bei der Trennung seiner Eltern die Vereinbarung getroffen wurde, der Sohn solle bis zu seinem siebzehnten Jahre unter der Obhut seiner Mutter auf dem Schloße leben, das dem Kinde einst gehöre, an seinem siebzehnten Geburtstage aber solle der Sohn zu seinem Vater gebracht werden und dann selber wählen, ob er fürder bei dem Vater oder bei der Mutter weiterleben wolle. Darum habe ihn seine Mutter von jedem Männerverkehr ferne gehalten, er sollte sich nur bei ihr glücklich fühlen und sich nie an die derbere Männerart gewöhnen, damit er zurückschrecke vor dem entschiedenen Wesen des Vaters, damit er sich zurücksehne an ihr weiches, mitleidheischendes Herz und ihr dann durch ein ganzes langes Leben die Angst und Qual, die Trauer und Entsagung der langen fünfzehn Jahre vergelte, die sie ja nur in der Furcht durchlebt, daß ihr Kind für den Vater entscheiden könne. Das Alles sagte ihm die alte Frau, und sie wurde dabei immer kleinlauter, denn sie sah, daß fliegendes Roth mit Leichenblässe auf den Wangen ihres Zöglings wechselte und daß in dem jungen Herzen die Hoffnung erlosch . . .

Welche Nacht mein trauriger Held vor der Abreise verbrachte? Wie die Fahrt nach der Residenz war? . . . Ich denke, es waren unbeschreibliche Stunden der Trauer, des Zornes, der Angst . . . Stunden einer körperlichen und geistigen Gebrochenheit . . . Zuweilen rauschte sogar etwas wie Zweifel an solche zerreibenden Mutterrechte, an eine geisttödtende Mutterliebe auf . . . Doch wenn sein Blick die bleiche hinfällige Frau streifte, dann fühlte er, daß ihr Herz wortlos ihm zuschrie: Verlasse mich nicht, sei barmherzig, was ich that und litt, war für Dich! . . . Dann hätte er wohl vor ihr auf die Knie sinken mögen und ihr bei seinem Seelenheil schwören, daß er zu ihr halten wolle, daß er sie allein auf Erden liebe; aber etwas Fremdes, Unsichtbares stand zwischen dem Gefühl und dem Worte . . . Er schwieg und grübelte über die dumpfen, kranken, unthätigen verflossenen Jahre“ . . .

„Jetzt bin ich mir klar“, sagte Herbert bestimmt.

„Es drängt auch zum Ende“, erwiderte der Erzähler mit einem metallisch tiefem Klang in den wenigen Worten. „Unser Held kommt also in der Residenz an, er nimmt

betäubt Abschied von seiner Mutter und der alte Priester führt ihn zu seinem Vater . . . Noch auf der Treppe des fremden Vaterhauses ist ihm als riefe die flehende Stimme seiner Mutter, er wankt . . . blickt zurück und eilt dann mit verdoppelter scheuer Hast vorwärts. Die Thüren öffnen sich — ein Lakei starrt ihn an und fliegt dann vor ihm her durch eine Reihe hoher Gemächer — und jetzt plötzlich hört er eine mächtige klare Männerstimme, die gebietet und ruft: „Kein Fremder hat heute das Recht zwischen mir und meinem Sohne zu stehen! Sagen Sie dem Pater er soll warten" . . . Was durch die Adern des Jünglings schauert, hat er noch nie gefühlt — er taumelt vorwärts durch einen hellen Saal, immer dem Ton der Stimme nachlauschend, er eilt zu der Thüre des nächsten Gemaches und da . . . da ringt sich ein Jubelschrei aus seiner Brust . . . . denn da stürzt ihm ein Mann entgegen, sein edleres, eigenes reiferes Ebenbild, ihm ähnlich bis zu dem Schwung der Brauen . . . Zwei starke Arme fassen ihn an, reißen ihn an eine gewaltige Brust, halten ihn fest als bräche jählings Erde und Himmel zusammen und nur zwei Menschen ständen auf einem verirrten Stern hoch über dem Chaos . . . sich aneinanderklammernd, umschlingend, sich findend in der ersten Umarmung . . . bis in jeden zuckenden Blutstropfen hinein zusammengehörend . . . Vater und Sohn . . . . Und wie der Schwächling denken will . . . wie er das entscheidende Wort aussprechen soll, packen ihn die Nerven der Mutter, das Weibische seines eingeimpften Wesens, es graut ihm plötzlich vor dem Vater, der mit einem Blick Leib und Seele an sich riß, — das mitleidflehende Auge des einsamen Weibes blickt wie aus aufsteigenden Nebeln zu ihm, seine Arme lösen sich aus der Umschlingung, seine Knie brechen, er fällt vor seinem Vater auf die Knie und sein verschwimmender Blick hängt noch an der hohen Mannesgestalt, — sein letztes bewußtes Gefühl ist das der Bewunderung, das, einer bis dahin ungeahnten Sehnsucht nach solcher Mannesart und Kraft" . . . .

Herberts Auge forschte wieder in den abgespannten Zügen des Erzählers, dessen Stimme sich nur wenig merkbar hob und senkte.

„Als der Ohnmächtige wieder seine Besinnung, fand, lag er in einem zeltartigen Schlafgemache. Ein Diener huschte auf leisen Sohlen hin und her und neben seinem Lager stand eine schlanke Frauengestalt, das milde sorgsame Auge auf sein Antlitz geheftet. Er blieb reglos liegen und betrachtete hinter den halbgeschlossenen Lidern das stille vornehme Gesicht der Fremden. Als sie von ihm wegschritt kam wieder das Gefühl der Angst und Hülflosigkeit über ihn, und er wollte nach ihr rufen, als er plötzlich in dem Gemache nebenan die Stimme seines Vaters hörte. Er lauschte mit Entzücken dieser tiefen ruhigen Stimme, wie Wärme und Kraft rann es durch seine Adern je länger er hinhorchte. Noch ein anderer Mann redete und eben jetzt frug der Fremde . . . . „Und sind Sie bereit, Herr General, das Kommando, wenn's sein muß, zu übernehmen?" — „Ich habe nie gezögert Durchlaucht, wenn es sich um eine Pflichterfüllung handelte. Ich werde das Kommando übernehmen, denn ich kann mich wieder in dem Sattel halten. Der Beinbruch hat nichts zurückgelassen was mich hindern könnte. Vielleicht bringe ich diesmal meinem obersten Kriegsherrn auch einen Sohn!" . . . . Etwas wie zärtlicher Stolz klang aus diesen Worten und der Jüngling erzitterte vor freudigem Schreck. Ei, die Frau Professor hatte ihm ja Fechten gelernt! in einem Glorienschein stand das alte knochige Gesicht jetzt vor ihm, ja, ja, er wollte Soldat werden — mit pochenden Schläfen schaute er auf die blanken Waffen, welche das Schlafgemach schmückten. „Ihr Sohn ist bei Ihnen? Wird bei Ihnen bleiben?" — frug der, welchen der General „Durch-

laucht" nannte, zweifelnd. — „Noch weiß ich es nicht, aber mich dünkt, wenn ein Tropfen meines Blutes in seinen Adern ist, wenn in seinem Herzen das Gefühl für die Pflicht des Mannes Raum hat, so wird er meine Wege gehen" ..... Es war jetzt so stille in dem Nebengemache, daß die geschärften Sinne des lauschenden Kranken jeden leisen Laut hörten, erst das Knistern eines Papiers, dann einen unterdrückten Seufzer des Vaters, dann das Klirren der Sporenräder die zusammenschlugen als der General aufstand, dann den festen Schritt mit welchem er über den Teppich ging, und jetzt sah er wie sich der Thürvorhang bewegte, er fühlte, daß der liebevolle Blick seines Vaters auf ihm ruhte, aber er hielt die Augen geschlossen und lauschte als der General mit gedämpfter Stimme weiter sprach. Zwei Worte schwirrten durch den heißen Kopf des Jünglings. Für welche Pflichten sollte er Raum haben? Man hatte ihm nur die Eine gelehrt, fest an seiner Mutter zu halten — und Alles zog und drängte ihn zu dem Manne, der jetzt eintrat und sich neben seinem Lager niederließ. „Mein Sohn!" „Vater, mein Vater!" — „Wie fühlst Du Dich?" „Besser, gut, ich glaube ich werde genesen von all der Angst und Schwäche wenn ich bei Dir bin, immer bei Dir!" — „Immer bei mir!" wiederholte der General, schüttelte die Hände seines Kindes und athmete hoch auf."

Herbert unterbrach jetzt den Erzähler:

„Mir gefällt der Vater, ich denke mir einen stählernen, thatenstarken Mann, der sein Theil gekämpft und gelitten, für den großen Bündel der Menschheit, heißt, einen Mann voll hohen Pflichtbewußtsein, was? — So möchte ich ihn haben!"

„So war er!" wie der Ton einer zerrissenen Saite schwebten diese kaum gehauchten Worte durch das stille Zimmer, Herbert warf den Kopf zurück und frug scharf:

„Haben Sie ihn so genau gekannt?"

„Kennen Sie Ihre Gestalten nicht so genau?"

„Hm — hm — ja! — Sie erzählen so lebhaft, daß man .... Also weiter. Er war ...."

„Ein Mensch der alle Selbstsucht überwunden hatte, ein Soldat der seinen Beruf wie eine hehre Mission erfaßte, nicht wie ein blutiges Handwerk das nur seine Uebung braucht. Alle kleinlichen Wünsche waren in ihm untergegangen, und alles Hohe und Schöne seines Wesens wollte er dem Sohne einprägen, denn die Keime waren da, das Blut regte sich! .... Tiefe Scham und Ehrfurcht erwachte in ihm, als er die thatenreiche Vergangenheit des Generals hörte, als er sah, was die nächste Zukunft auf die Schultern des Mannes legte, den er Vater nennen durfte.

„Er blieb also?" frug Herbert drängend.

„Er blieb .... der Unselige .... Er ging nur noch einmal zu seiner Mutter, um ihr für immer Lebewohl zu sagen .... Es war seltsam, mit dem Freiheitsdrange, mit dem Aufthauen schöner Empfindungen, regte sich auch das Gemeine der Menschennatur, — er hatte rasch lügen gelernt, er fand leere Trostworte, als er sich loslöste von ihrem verblutenden Herzen. Etwas wie ein Vorwurf über die Vergangenheit drängte sich auf die Judaslippen, die ihr dankten .... und sie küßten .... und sie verriethen .... Noch einmal beugte er sein Knie vor ihr, noch einmal legte sie ihre Hand auf sein Haupt, noch einmal flüsterte sie mit ersterbender Stimme: „du mein einziges Glück" — und dann regten sich ihre Lippen nie, nie, nie .... mehr, das arme treue Mutterherz war gebrochen, gebrochen durch die erste selbstständige Willensäußerung ihres Kindes .... Nun hatte er gewählt .... Von jener Stunde ab lebte er bei seinem Vater, er war unzertrennlich

von dem geliebten Mann, der ihn mit fester stützender Hand leitete, die Schmerzen und Enttäuschungen des Lebens enthüllte, und ihn allmählig stärker machte an Leib und Seele. Der Jüngling festigte sich in seinem Wesen; das Gespenst einer unfaßbaren Schuld, das sickernde rastlose Gefühl einer dumpfen Reue wurde zuweilen verwischt, betäubt, wenn er sein Haupt an die schützende Brust lehnte, wenn ihm der ernste Mann die Irrthümer der hingeschiedenen Mutter liebevoll zu entschleiern suchte, wenn er ihm gütig und klar bewies, daß Alles vergessen und verlöscht sein müsse, was dahinter liegt, daß er neu beginnen, sich ganz losmachen von dem Traumleben, daß er ganz und gar ein Mann werden müsse .... Wenn der Jüngling dann mit sich selber zu Rathe ging, packte ihn eine vernichtende Scham ob der nichtssagenden versplitterten Jahre; in solchen Augenblicken wollte er lernen, arbeiten, handeln .... Der Vater mußte endlich an der Spitze seiner Truppen ins Feld, sein Sohn blieb ihm zur Seite, er stånd in Reih und Glied, im schlichten Soldatenrock; sein junges Gesicht strahlte von Muth, und sein junges Herz pochte vor Stolz und Seligkeit. Jetzt, jetzt konnte und wollte er beweisen, daß er das Wort Pflicht begriffen hatte, jetzt wollte er zeigen wessen Blut in seinen Adern sei, er konnte jetzt hinsterben für die erhabenste Pflicht; seine thörichte kindische Angst, seine krankhafte Schwäche war von ihm abgefallen, sein Blick suchte nur die hohe Gestalt des Vaters, die zuweilen die Reihen auf- und niederflog und dann vorwärts in Gottesnamen"....

„Was haben Sie, Sie zittern ja, das sind wieder Ihre Nerven, he?" fragte Herbert und legte seine Hand auf den Arm des Erzählers, der je und je zusammengezuckt war während der letzten Worte.

„Meine Nerven sind es nicht, es sind die meines Helden, dieses weibischen Burschen, über den ich empört bin, wenn ich da ankomme, wo er zum erstenmale feig zurückschreckte, wo ihm zum erstenmale die verweibischte Natur den Dienst versagte, wo zum erstenmal sein Herz stumm nach der todten Mutter schrie! Als die Kugeln pfiffen, die Kanonen donnerten, als rechts und links die wirren Trompetensignale ertönten, als die Pferde wieherten und sich aufbäumten und die Krieger mit jubelndem „Hurrah" und mit todesfreudigem „Vorwärts" in die Reihen der Feinde rasten, da rüttelte der Vater noch einmal sein Kind, da schrie er ihm fast grimmig sein „Vorwärts" zu — aber wie von einer unsichtbaren Faust gehalten stand das Pferd des Feiglings, und während wie die wilde Jagd Alles an ihm vorüberhetzte, glitt er aus dem Sattel und fiel ohnmächtig zusammen....

Mit den Verwundeten schleppten sie ihn auf den Verbandplatz. Er hatte zum Glück einen Hufschlag bekommen, der ihm fast den Arm zerschmetterte. Wie jämmerlich wäre er sonst unter den heldenhaften zerschossenen schlichten Männern gelegen, er, der Sohn des Helden. Der Thor wollte sich damals erschießen .... er wollte, aber .... wie fern lag bei ihm das Können von dem Wollen. Und mitten in diesem Jammer, in dieser Pein der Selbstverachtung, in dieser qualvollen Züchtigung und Beschimpfung seiner selbst, hörte er einen Namen von den bleichen Lippen der Verwundeten flüstern .... seinen Namen! Sie schmähen?! ... Nein, sie klagen! und es ist nicht sein Name — es ist der seines Vaters, und sie tragen ihn vorbei an den Lagern der Kranken. Die Tapferen richten sich auf und grüßen und winken mit ihren verstümmelten Händen, mit ihren blutigen Häuptern. Näher und näher schreiten sie .... bis zu ihm — und da erhebt sich der Sterbende .... streckt die Arme dem vor sich selber Entehrten zu .... „Mein Sohn! mein unglückliches Kind —" „Verzeihung mein Vater!" „Armes Kind" ....

Der Vater starb .... In der Gruft jenes Schlosses, wo er seine Kindheit verlebt, stand der Sohn zwischen den Särgen der beiden Menschen, die ihn so sehr geliebt hatten. Lange starrte er auf das weißgelbe Gesicht seiner Mutter, das unter dem Glasdeckel des Sarges sichtbar war, und an seinen Geist trat die Frage heran: War diese seelenlose Hülle einst nur beseelt um mir das Leben zu geben, um zu fürchten, zu leiden, zu irren, und durch mich zu sterben!? .... Nun war er allein. Sein Schloß überließ er der Gattin seines Vaters als Wittwensitz, raffte sich zusammen und zog einsam durch die halbe Welt um etwas zu finden was ihn betäubte, was die schrillen Mißklänge seiner Seele übertönte ... Er war längst ein Mann geworden und hatte sich abgequält an manchem Räthsel, das ihm das Leben geboten, aber er hatte nie und nirgend Frieden gefunden ... Nichts konnte das Leben dieses Mannes ausfüllen. Unbefriedigte Sehnsucht nach dem Glücke und Furcht vor dem Unglück zermarterten seine Seele, die Gespenster seiner Jugend ließen ihm nicht Ruh noch Rast ... Das Gewesene, das Welke, der Irrthum, beherrschte'sein Leben. — Können Sie sich einen solchen Menschen denken?"

Der Gefragte sagte kurz „Ja".

„Er hat die noch unberührten Lippen eines jungen Mädchens geküßt und sie dann weit von sich gedrängt ... was sollte ihm ein Weib .... er gedachte seiner Mutter! Er hat Frauen umarmt, die mit jedem Kuß einem Anderen die heiligsten Eide brachen, es graute ihm vor solchen Küssen, seine hohlen französischen Puppen mit ihrem gleichmäßigen Augenaufschlag und ihrer bunten Kleiderpracht erstanden lebendig vor ihm, wenn er in die Augen solcher Weiber schaute; er hat nichts als einen flüchtigen Rausch in den Armen der Leidenschaft gefunden, und dann kam wieder die Ermüdung, die alte traurige Nüchternheit über ihn. Nehmen Sie an, daß er bis zu dieser Stunde noch nicht weiß, ob irgend eine Kraft, ein Talent, eine große das Leben verklärende Eigenschaft in ihm unentwickelt blieb, ob nicht das Einzige, was über das Erdenleid hinwegträgt, in ihm erdrückt wurde — daß er zurückblickt auf eine Zeit voll willenloser Qual, die sich noch nie durch das Wort befreite, und daß ihn sein traumhaftes fieberndes Dasein, unabläßig mit erschreckender Werthlosigkeit anstarrt. Er ist der eingesogenen Irrthümer zuweilen ledig, doch das Wissen, das er dafür eingetauscht, klagt ihn nur lauter einer untilgbaren Schuld an .... Er träumt, träumt, träumt ... Was wollen Sie aus diesem traurigen Helden machen?"

„Ihre Geschichte ist unheimlicher, als sie sich zum Beginn anhörte," sagte Herbert tonlos.

„Sollen wir ihm ein Weib geben, damit wir mit ihm zu einem Ende kommen?" lächelte der Erzähler.

„Mensch! sehen Sie denn nicht, was die Ermüdung ist in der Seele Ihres Helden?"

„Nein! ...."

Entsetzt rang der Poet die Hände, erhob sie dann über den Kopf, spreizte alle zehn Finger aus und sagte, sie immer wieder gegen Schwarz schnellend:

„Entweder muß der Mensch wahnsinnig werden ob des unheilbaren Zwiespaltes, und der Wahnsinn beginnt bereits sein zerstörendes Werk .... oder, es ist das Aufdämmern des Empfindens aller Lebensnichtigkeit, ist die innerste Auflehnung gegen das Geschenk des Daseins."

„Und daraus folgt?" frug Schwarz ruhig.

„Daß er sich befreien muß, entweder von dem unlösbaren Widerspruch in sich,

von dem zum Wahnsinn treibenden Schuldgefühl, oder .... von der Krankheit des Lebens ...."

„Sie wollen ihn tödten, Herbert?"

„Natürlich, da ich ihn nicht anders heilen kann. Also der Stoff ist mein, ich kann ihn benutzen?"

„Was sollte er mir noch?" frug gleichmüthig der Andere, „nur warten Sie meinen Schluß ab, ich will heute Nacht noch darüber denken, morgen um vier Uhr finden Sie hier die Antwort, wie ich zurecht gekommen bin damit."

„Baptist!" brüllte Herbert wieder in seine lustige verbissene Stimmung zurückfallend.

Der geschmeidige Diener tauchte auf, schleuderte den Vorhang zurück daß die Ringe rasselten und stieß die Thüre weit auf, als wollte er den draußen Versammelten den Anblick des Allerheiligsten gönnen in welchen soeben noch die Phantasiegestalten eines Dichters zu Gaste waren.

Die beiden Männer schritten durch die Salons, Herbert trällernd mit schiefgerücktem Hut, nach rechts und links zum Gruße der Kollegen und Bekannten seine Hände schwenkend — Schwarz ruhig, gleichmüthig, fremd die Fremden betrachtend. Draußen gingen sie im strömenden Regen durch belebte Straßen und Gassen immer hart nebeneinander.

„Da bin ich bei meinem Heim", sagte Schwarz, als sie vor ein säulengetragenes Haus kamen. Die Beiden schüttelten sich leicht die Hände, und der Wind trieb sie fast voneinander ....

* * *

„Bitte, Herr Herbert, ein Brief von dem anderen Hrren, dem von gestern! er gab ihn vor zwei Stunden ab", sagte ergebungsvoll zusammenklappend Baptist am folgenden Tage, als der Schriftsteller zu der gewohnten Stunde in das kleine Lesezimmer trat.

„Aha sein Schluß" .... lachte Herbert, las .... und haschte dann nach einem Stuhl auf den er wie betäubt niederglitt.

„Ich war über den Werth, Gehalt und nothwendigen Schluß meiner Leidensgeschichte längst klar. Wenn ich sie Ihnen unklar, in Umrissen erzählte, wenn ich Ihnen oft nur andeutete was der Held fühlte, so wollte ich bezwecken, daß Sie sich selber den Kern herausschälen. Ich wollte sehen, ob Sie, der Unbetheiligte, zu demselben Schlusse kommen wie ich. Ihre Werke bürgten mir für Ihre richtige Auffassung und Beurtheilung, Ihr Geist war meine letzte Instanz. Um vier Uhr erhalten Sie diese Zeilen, um drei Uhr hat mich eine Kugel vom Dasein geheilt. Ist es Wahnsinn, ist es Weisheit, was mir die Pistole an die Stirn drängt! Wissen Sie es? Weiß ich es? —"

Schwarz.

Lange starrte Herbert auf das Blatt Papier und dann flüsterte er mit bleichen Lippen vor sich hin:

„Oh! ..... oh! ..... ich konnte scherzen mit einem — Sterbenden ...."

Gedichte.

Von Hermann Lingg.

1.

Des Dunkels Vorhang senkt sich dicht
Herab in Nebelfeuchte,
Durch Wolken scheint des Mondes Licht
Wie eine Grabesleuchte. —

Weh, wer heut Nacht allein muß sein, —
Wer gegen Zweifel und Hassen
An der Menschheit Grenze ganz allein
Auf Wache steht verlassen.

Das Kind ruht an der Mutterbrust,
Der Greis auf Enkelsknien,
Die Liebenden ruh'n in Liebeslust,
Der Schwan in Melodien.

Auf Melodien trag' auch dich
Dein Traum durch Blüthenranken —
Um mich indessen schaaren sich
Die nagenden, schwarzen Gedanken.

2.

Nacht und Winter sinkt darnieder
Und der Tag kommt neu herauf,
Neu auch an Venedig wieder
Steigt Erinn'rung in mir auf.

Auf dem Markusplatze lachte
Goldighell der Sonnenschein,
Ich gedachte dein, gedachte
Uns'res Glück's, und war allein.

Trauernd auf dem schwarzen Kissen
In dem schwarzumhang'nen Boot,
Trauernd lag ich und zerrissen,
Wund im Herzen bis zum Tod.

Rings die schweigenden Paläste
Glitzerten im Sonnenstrahl.
Wäre da nicht für zwei Gäste
Raum in irgend einem Saal?

Würd', o Liebste, hier uns winken
Ach nur eine schöne Nacht,
Gerne wollt auch ich versinken
Wie Venedigs alte Pracht!

3.

Einen Teppich seht gebreitet
Euch zu Füßen, holde Fraun!
Aber eh ihr ihn beschreitet,
Hütet euch, hinabzuschau'n:

In den Teppich ist gesponnen
Ein entsetzlich Bild voll Leid,
Und dies Bild hat ausgesonnen
Eine unglücksel'ge Maid.

In die Fäden ließ sie thauen
Thränen ihrer Schmerzensnacht,
Und dann starb sie selbst vor Grauen,
Als sie sah ihr Werk vollbracht.

4.

Wieder schritt ich zu der Stätte
Alter Liebe heut zurück,
Ach, als ob das Haus noch hätte,
Was es einst umschloß — mein Glück.

Keine Spur blieb jener Tage —
Und was hat mich her vermocht —
Wo mit tiefbewegtem Schlage
Einsam nur dies Herz noch pocht? —

5.

Man wirft ein Glas in Scherben
Aus dem man froh gezecht,
Es geh' an keinen Erben
Das find ich schön und recht.
Der Geist der Weltgeschichte
Hat Gleiches stets vollbracht.
Wo je zum Sonnenlichte
Die tolle Lust gelacht,
Da rief der Zeitsturm fein: vernichte!

Wo jemand unbekümmert
Gejauchzt um Babilon,
Da hat er stets zertrümmert
Der Größe stolzen Thron;
Wo sie gejauchzt, genossen
Den Becher in der Faust,
Liegt über Schuttkolossen,
Worin der Schakal haust,
Das bleiche Mondlicht ausgegossen.

Maler Schönbart.

Eine Novelle

von **August Becker.**

Die tiefere Empfindung der Natur im Norden beruht wohl auf der selteneren Möglichkeit ihres Gemäldes, während der Südländer ihre dauernde Herrlichkeit als selbstverständlich hinnimmt. — In besonders reicher Natur fühlen wir das Unzureichende des Worts; zur Veranschaulichung bescheidener Landschaft genügen einige Striche. Wenn Walter Scott über die Solwaytümpel im moorigen Grenzland den einsamen Reiter mit seinem Schatten hinfliegen läßt, sehen wir uns lebhafter ergriffen und in die Scenerie versetzt, als bei den farbigsten Schilderungen vom Bosporus oder Posilipp, die uns nur zu der Annahme bringen können, daß es dort schön sein müsse, wenn wir es nicht schon vorher wissen. — Man kann im Schatten der Kastanien und triefenden Weinsegen eines Wasgauthales aufgewachsen sein, viele Jahre am Rande der Hochalpen gelebt und einen Theil seines Mannesalters im anmuthigsten Mittelgebirge zugebracht haben: und doch Sehnsucht nach der kargen nordischen Natur mit sich herum tragen. Wenigstens hatte für mich die Lüneburger oder Jütländische Haide, die hinterpommersche Schweiz bei Rummelsburg in der Vorstellung von je etwas Verlockendes, wohl weil ich sie noch nicht gesehen. Selbst der märkische Sand gewann eines Tags so viel Anziehungskraft, daß ich noch im Spätherbst ein Fahrbillet nahm und geradewegs nach Berlin fuhr, — also keine Bildungsreise, wie sie Freund L. Steub zuweilen von München aus nach dem Norden — und immer mit Erfolg — unternimmt. Obwohl ich die Nothwendigkeit einer solchen nicht verkenne, war diesmal mein Zweck ein anderer.

Zum ersten Mal in der Reichshauptstadt, fühlte ich mich doch sofort heimisch. Nach mehrjährigem freiwilligem Exil in einer Kleinstadt, wo ich alle früheren Gewohnheiten und Bedürfnisse sorglich unterdrücken lernte, überkam mich endlich wieder volle Unbefangenheit. Straßen und Menschen, Leben und Treiben erschienen mir so vertraut. Jene Berliner, vor welchen man mir in Thüringen bange gemacht, mußten wohl für die kurze Dauer meines Aufenthaltes ausgewandert, nur die liebenswürdigen zurückgeblieben sein. Und dennoch rauschendes Leben in den Straßen. Niemand kümmerte sich um den Fremden, wo er unbekümmert umher schlendern wollte; wo er aber eintrat, kam man ihm höflich entgegen, und selbst wirkliche Geheimräthe gaben freundlichen Bescheid. Schuldirektoren sahen nicht eingebildeter, Gerichtspräsidenten nicht erhabener drein, als ihre Mitmenschen. Und — was mich besonders anmuthete — sogar die jungen Refe=

renbare waren artig und bescheiden, die alten Sekretäre nicht dumm und grob. Förmlich gerührt fühlte ich mich wieder Mensch unter Menschen.

Allein deswegen war ich nicht in die Mark gekommen. Erst als ich vom Dönhofsplatze weg bei verzweifeltem Wetter, jedoch guter Laune, noch Abends nach Tegel hinausfuhr, gewann ich einen Einblick in die interessante Gegend des Wedding, dessen Sand wegen des feinen Korns berühmt ist. Durch die gegen zwanzig Meter hohe Kette der Rehberge, welche mit ihren schroffen Sandgruben in angenehmem Gelb durch die Regenschleier glänzten, gelangte ich ungefährdet an's Ziel der Fahrt, wohin sich die Berliner Urbanität noch vollständig erstreckt, wie ich bei einem Abenteuer inne wurde, das mich lebhaft an die Stelle im Faust gemahnte: „Wir sind so klug und dennoch spukt's in Tegel." Da es jedoch nicht den Gegenstand meiner Mittheilungen bildet, bleibt nur noch zu berichten, daß ich auf dem Rückwege dort, wo der Sand besonders billig zu haben ist, eine Handvoll vom Boden der Intelligenz für mein Schreibzeug schöpfte.

Andern Morgens — es war ein Sonntag und machte seinem Namen Ehre — war ich in Charlottenburg. Der Thiergarten dampfte und troff von Nässe, das kahle Feld jedoch, durch welches der Kronprinzessinnenweg nach dem Grunewalde führt, war von der Herbstsonne warm beleuchtet. Dorthin, nach dem nächsten See hinterm Forsthause, stand meine Sehnsucht. Bei der Kreuzung der Schloßstraße hielt ein greiser Kutscher mit einer so lebensmüden Mähre, wie ich sie nur je in München durch die Neuhausergasse klappern sah. Charlottenburg hat Ruf bezüglich seiner Droschkengäule. Allein das Rößlein sah mich so gutmüthig, der Alte vom Bocke herunter so einladend an, daß ich es nicht übers Herz brachte, vorüberzugehen. So stieg ich ein, und fort ging es dem Grunewalde zu, langsam zwar, doch es ging. Nachdem am Forsthause ein dienstwilliger Gnom das Wildgatter geöffnet, fuhren wir weiter zwischen Zaun und Forst.

Ich hatte mich auf das Polster zurückgelegt, um die einzelnen Waldbilder an mir vorüberfliegen zu lassen. Da ging es nun so still dahin, bis ich gar nichts mehr vom Fahren merkte, — eine wohlbekannte Täuschung, dachte ich, welche die Bäume vorübersausen läßt, während der Wagen zu stehen scheint. Als ich jedoch näher zusah, sausten die Bäume nicht und flog der Wald nicht vorüber, Alles blieb auf seinem Platze; auch die Droschke stand. Nur der Kutscher mühte sich mit trostreichem Zuspruch an sein getreues Roß, das noch einmal das matte Vorderbein aus dem mahlenden Sande hob, während die Räder schon fußhoch verschlungen waren. Es ging nicht mehr.

„Alter Freund," sagte ich zu dem Kutscher, indem ich mit einigem Respekt vor den märkischen Steppen ausstieg, „schont euch beide, ihr bedürft dessen mehr als ich. Den Weg zum See werde ich zu Fuß zurücklegen, und ihr wartet hier auf meine Rückkunft."

Am Rande des Forstes führte der Fußpfad über festeren Boden, und ich erfreute mich am Anblick des schönsten Föhrenwaldes, den ich bisdahin gesehen. Unten der grasbedeckte Grund, oben das weitgespannte Nadelzelt, getragen von schlanken, kupferfarbigen Baumsäulen, hunderttausend hintereinander, und mitten hindurch ein Blick tief, tief hinein in die grüne Dämmerung. Nun begriff ich, warum der Grunewald neben der blauen Havel und der Tegeler Haide den Gegenstand des Heimwehs in jenem Volksliede bildet. Auch die jungen Lords aus der Königsstraße mochten seine Poesie empfinden, da sie auf ihrem Sonntagsritt an mir vorüber und sorglos dahinsprengten, wo der Förster Letz haust in des Grunewalds düstern Gründen.

Plötzlich lichtete sich der schöne Forst, und ich stand am Rande einer weiten Ver-

tiefung des Bodens, aus der, von der Sonne beleuchtet, ein klarer Wasserspiegel blitzte. Es war der See. Im Schatten der einzelnen malerischen Föhren am hohen Rande hielt ich eine Weile und sah in die sich öffnende Landschaft, — kein großes, reiches, überraschendes Bild, nur Wasser, Wald und Himmel, — allein es gefiel mir in seiner schlichten Anspruchslosigkeit, und Stimmung schwebte darüber, wie im Uranfang der Geist Gottes über den Wässern.

Als ich nun den Hang hinunter auf den hellen Ufersand gelangte, an welchen die Wellen leise anschlugen, bemerkte ich, daß ich nicht der einzige Besucher des Sees war. Einige hundert Schritte seitwärts saß ein schwarzgekleideter Herr auf einem Stein, dicht am Strande, einsam mit seinem Hunde. Dann und wann warf er einen Kiesel in die blaue Fluth und sah den Schwingungen des Wellenkreises zu. Durchaus ohne Absicht die Einsamkeit desselben zu stören, hielt ich mich in gehöriger Entfernung. Dennoch bellte mich der Köter an, sprang auf mich los, hielt und bellte wieder und immer grimmiger. Es war die erste Ungezogenheit, die mir auf meiner Berliner Reise aufgestoßen war. Jetzt war auch dessen Herr auf mich aufmerksam geworden und verwies dem Hunde seine Unart. Allein das half nur für den Augenblick, — der Spitz verfolgte jede meiner Bewegungen mit drohendem Gebell. Das hatte zur Folge, daß ihn sein Herr zurückrief, um ihn ernstlich für den Mangel an Lebensart zu züchtigen. Sofort legte ich mich jedoch dazwischen, um für den treuen Wächter sonntäglicher Erschaulichkeit Fürbitte zu thun, indem ich gleichzeitig um Entschuldigung bat, wenn ich dieselbe absichtslos gestört haben sollte.

Der Einsame richtete jetzt seine schlanke Gestalt auf und schien meine Annäherung nicht übel aufzunehmen, indem er mich forschend, doch nicht unhöflich fixirte.

„Sie stören nicht," sagte er mit freundlichem Lächeln. „Allein, wie kommt ein Süddeutscher an diese blaue Pfütze? Solche und bei weitem schönere finden Sie in Ihren Voralpen zu Dutzenden, nach denen sich Niemand umsieht, auch wenn Ihre Hochalpen noch so erhaben über den Waldrand herein schauen."

Daß er mich an der Aussprache sofort als Süddeutscher erkannte, war nicht eben auffallend. Doch lag im Tone seiner Stimme, im Ausdrucke seiner Miene etwas Vertrautes und Vertrauliches, das ich mir weniger zu erklären wußte.

„O," erwiderte ich, „halten Sie mich nicht für so befangen, daß ich neben der Großartigkeit des Hochgebirgs nicht auch den schlichten Reiz norddeutscher Natur gelten lasse. Man kann für die Alpenwässer schwärmen und dennoch diesen See hier höchst anmuthend finden."

„Das wollten Sie mir aber damals am Königssee nicht zugeben, mein Lieber!" sagte er jetzt, indem er meinen Namen nannte und die Hand herreichte.

Verdutzt sah ich ihn an. Allein sein Gesicht wollte mir keine Erinnerung wecken, nur seine Stimme klang voll in mein Gedächtniß.

„Wäre es denn möglich!" rief ich seine Hand ergreifend. „Himmel, Sie wären es, Schönbart?"

„Ja, so nanntet Ihr mich im schönen München."

„Aber —" fragte ich zögernd weiter, indem meine Augen in seinem intelligenten, glatten Gesichte umherirrten, das nur von einem Schnurrbarte geziert war — „wo haben Sie denn —"

„Den Vollbart, der mir den Kneipnamen eingetragen, nicht wahr?" fiel er

lachend ein und fuhr sich dabei über das wohlgebaute Kinn. „Ja, der ist unwiederbringlich dahin.“

Ein Seufzer schmerzlichen Bedauerns entschlüpfte mir. Keiner der Münchener Künstlerbärte stand seiner Zeit in so hohen Ehren, als der des talentvollen und wegen seiner geselligen Gaben allgemein beliebten stattlichen jungen Norddeutschen. Er kleidete ihn in seiner vollen Ueppigkeit vortrefflich, fand seine Stelle auf den meisten Historienbildern aus der Schule Pilotys; ja selbst Kaulbach ging nicht ungerührt an ihm vorüber und gab ihm einen hervorragenden Platz auf einem seiner späteren Gemälde. Und nun traf ich den begabten Künstler, nachdem er wie hundert andere im Verlaufe der Zeit mir aus den Augen und fast aus der Erinnerung gekommen war — denn ich ahnte nicht, daß der berühmt gewordene Maler seines wirklichen Namens identisch mit unserm Schönbart sei — nun traf ich ihn hier am einsamen Halensee, links von Charlottenburg hinter Berlin, bartlos oder doch nur mit einem kümmerlichen Reste des einst vielbewunderten Urwalds auf seinen Lippen.

„Schade!“ seufzte ich also bedauernd. „Und wie kamen Sie zu diesem Attentat auf Ihre großartigste Schönheit?“

Er lachte wieder. Aber diesmal war sein Lachen bedeutsam und verschwand in einem ernsten Ausdruck, als er sagte:

„Dahinter steckt eine ganze Geschichte, möchte ich mit Ihrem W. H. Riehl sprechen; denn sie hat culturhistorische Bedeutung. Mein ganzes Lebensglück hängt damit zusammen. Ich werde sie Ihnen auch erzählen, wenn Sie dieselbe zu einer Novelle benutzen und mich dabei blos mit meinem Kneipnamen einführen wollen. Würden Sie dies thun, lieber Dichter?“

„Ich werde es.“

„Schwören Sie — hier im Hinblick auf Wasser, Wald und Himmel, bei Ihrer Schriftsteller-Ehre!“

Ich schwor.

„Gut denn. Und nun heiße ich Sie herzlich willkommen im Norden. Wie aber kommen Sie denn an diesen weltvergessenen Strand?“

Mein Bericht über Zweck und Verlauf meiner Reise war bald kund gegeben und ebenso mein Wohlgefallen an Berlin und den Berlinern.

„Ei“, meinte er, „dabei hat wohl Ihr hiesiger Verleger das Beste gethan.“

Ich konnte ihm jedoch die Versicherung geben, daß dieser ganz unschuldig hieran sei, zu meinem Wohlgefallen an Berlin und den Berlinern nie etwas beigetragen habe, nicht einmal von meiner Anwesenheit wisse.

„Um so besser“, versetzte er. „So sind Sie frei, wir speisen zu Mittag irgendwo, dann kommen Sie für den Abend zu mir.“

Nun hielt ich entgegen, daß ich für Mittag bereits an liebe Freunde versagt sei, mit denselben Nachmittags nach Potsdam fahren und von dort allein nach dem Harz weiter reisen werde.

„Dieses Jahr noch?“ fragte er und zog die Uhr. „Nun, ich will nicht störend in Ihre Dispositionen eingreifen. Ich sehe, Sie fürchten einen Berliner Thee, jedoch ohne Noth. Allein für die nächsten Stunden entgehen Sie mir nicht. Sie haben geschworen und müssen meine Geschichte hören. Also sehen Sie sich den lieben kleinen See da sammt seiner Umgebung, diese steile Sandriese an der Böschung, noch genauer an, damit Sie

die Oertlichkeit richtig auffassen. Denn hier, lieber Freund, hier beginnt eigentlich meine Geschichte. Sind Sie damit fertig, so gehen wir, wenn es Ihnen recht ist."

Mir war es recht. Auf dem Rückwege stießen wir auf meine Droschke und ließen sie leer zurück gehen, warfen einen Blick zum Förster Letz hinein, benutzten dann die Pferdebahn und schließlich einen flotten Berliner Rosselenker, der vor einem Hause in einer der eleganten Straßen am Thiergarten hielt. Bald saß ich mit Schönbart in einem höchst gemüthlichen, künstlerisch ausgeschmückten Zimmer bei einer Flasche Wein, und er fuhr fort in seiner Erzählung, die er schon unterwegs begonnen hatte und die mich trotz ihrer Einfachheit so fesselte, daß ich ihm überall hin gefolgt wäre, um seine Geschichte zu Ende zu hören. Und ich kann nur der Hoffnung leben, daß sie auch den Leser nicht langweilen werde, wenn ich nunmehr den Maler selbst im nachfolgenden Zusammenhang sprechen lasse.

I.

Ich muß vorausschicken, daß ich von München auf einige Jahre nach Rom ging, ehe ich als fertiger Maler heimkehrte. Hier in Berlin hatte ich ziemlich Glück, erwarb mir rasch einen Namen, war auch in der Gesellschaft wohlgelitten, ja sehr wohlgelitten, mehr als mir taugte. Es fehlte weder an liebenswürdigen Verbindungen, noch an interessanten Abenteuern, wie sie zum Recht und Glück der Jugend, aber auch zur Lust von Männern gehören, die Künstler sind und allein stehen. Bald fesselte mich der Geist, bald die Schönheit, bald die Pikanterie einer Huldin — auf einige Wochen. Dann kehrte freilich jedesmal der Drang wieder, mich loszulösen, und immer gelang es mir, mich noch rechtzeitig zurückzuziehen. Von ernstlicher Neigung hatte ich noch nichts gespürt, noch Keine gefunden, an welche ich mein Schicksal hätte ketten mögen.

Nur einmal war mir dieser Wunsch aufgestiegen.

Ich wandelte Abends — im Zwielicht — unter den Linden. Es war ein Wetter, wie ich es liebe, der Boden trocken, etwas gefroren, die Luft frisch. Und wie schneite es. Von den Naturerscheinungen, die man auch in großen Städten genießen kann, liebe ich zumeist das Schneien. Der ruhige Schneefall hat selbst etwas Beruhigendes, Gemüthliches, Erschauliches. Gerne sehe ich dem weißen Getriebe und Gewimmel vom Fenster zu, noch lieber treibe ich mich selbst darin umher. Also es schneite. Leise sanken die Flocken nieder, legten sich sacht auf die Aermel meines Ueberrocks; damit überkam mich eine sanfte, nicht eben heitere, doch wohlthuende Stimmung, der etwas Sehnsucht nach — nun, wie drücke ich mich aus — nach Glück beigemischt war.

Vor mir schritten zwei Frauen, denen ich, blind für alle andern, folgte, eine ältere und eine sehr junge, wahrscheinlich Mutter und Tochter. Ich hätte dies bestimmt wissen mögen, aber wie erfahren? Das junge Mädchen war groß und kräftig wie eine Walküre, doch lag schüchterne Anmuth über der vollen, hohen Gestalt und ihrer Bewegung. Sie hatte nichts von der modischen strammen Haltung, in der sich unsere oft so kleinen, putzigen weiblichen Geschöpfe gefallen und die ihnen in Männeraugen so übel steht. Treten sie doch auf wie Garde-Uhlanen oder Husarentrompeter, — es fehlt nur der Schnurrbart und der oft nicht.

Genug, das junge Mädchen vor mir trat nicht so auf, stolzte, stampfte, klapperte nicht über das Trottoir, sondern schritt sittig dahin: ein leichter, ruhiger Gang, nicht zu hastig, nicht zu langsam. Ich beobachtete es genau, so viel ich eben beobachten konnte,

da ich von den Füßen nichts sah, als deren Spur in der frischgefallenen, schwachen Schneedecke. Dieser Abdruck war, wenn auch nicht so klein, wie von Kinderfüßchen, doch von feiner Form und die Fußstapfen hatten die ästhetische Spannweite, — darauf gebe ich viel!

Kurzum, in der Erscheinung des Mädchens, in der Haltung des Kopfes und Körpers, im Auftreten lag etwas, das mich unendlich anzog, wenn ich es auch nicht näher bestimmen konnte. Ihre Kleidung war nicht nach neuestem Schnitt, aber gefällig, von dunkelm Stoff, der Mantel von feinem Tuch, mit Pelz besetzt ohne weiteren Auspuß. Während sie mit ihrer älteren Begleiterin einmal flüchtig die Auslage eines Modenmagazins musterte, hatte ich von ihrem Gesichte so viel gesehen, daß es von sanftem, mädchenhaftem Ausdruck war, kein klassisch schönes, kein vornehm blasses Antlitz, sondern nur reizend und voll warmen Colorits.

Ja, lebensvolle Gluth lag auf Wangen und Lippen, die den lieben Mund mehr öffneten als schlossen und sich in reizende Grübchen verloren, von denen eines mitten im rosigen Kinn saß. Außerdem erschien der Teint leicht gebräunt, gleichsam dunkel untermalt, dennoch so durchsichtig, daß ich das blaue Geäder an der Schläfe deutlich unterscheiden konnte, da sie mir, freilich ohne zu wollen, das sehr hübsche Profil zeigte. Bei einer zufälligen Wendung des Gesichtes schauten aus dessen warmer Färbung nicht eben große, jedoch höchst ausdrucksvolle blaue Augen unter den dunkeln Wimpern schämig hervor und mir tief in's Herz, obwohl sie sich fast erschrocken abwandten, als sie den meinigen begegneten. Ich hatte nur noch erkannt, daß die Stirne weder hoch noch schmal, aber fast geheimnißvoll anziehend aus den üppigen dunkelblonden Haarwellen sah.

Schade, daß sich das junge Wesen seitdem nicht mehr nach mir umwenden wollte Ich hätte ihr noch so gerne in die holden Augen geschaut. Dagegen warf im Weitergehen ihre Begleiterin einen Blick zurück, einen Blick durch eine Brille auf einer Nase — einer Nase, sage ich, die einem Professor der Anatomie angehören konnte. Welch' ein abschreckender Blick, welch' ein Gesicht war das! Himmel, wie kam meine sanfte Walküre — es muß wohl auch sanfte Walküren geben — zur grimmen Hel als Mutter! Hel als Schwiegermutter! — mich faßte ein Schauder. Dennoch folgte ich unverdrossen Beiden nach, bis sie an der Ecke einer einmündenden Straße in eine bereits glänzend erleuchtete Seidenauslage eintraten. Noch unter der Glasthüre sah sich meine junge Unbekannte schüchtern und flüchtig um. Allein, auch Hels Blick traf mich gleichzeitig; ich bebte zurück, und Beide verschwanden unter den zahlreichen Besuchern des Magazins.

Vergebens stand ich nun Viertelstunde um Viertelstunde vor dem Ausgang Wache, umsonst trieb ich mich vor den riesigen Scheiben umher. Längst war völlige Nacht eingebrochen, die Schneeflocken taumelten flimmernd um die Gaskandelaber, legten sich schichtenweise auf meine Hutkrempe, — die Erwarteten erschienen nicht. Endlich that ich das Klügste, was ich thun zu können meinte und trat selbst in die Modehalle. Aber auch hier waren sie nicht zu entdecken und ich wollte mich wieder entfernen, als ein Jüngling mit schwarzem Haar und Rock, sorgfältigem Scheitel und glänzender Nadel im Vorhemd nach meinen Wünschen fragte.

„Zwei Damen traten hier ein", sagte ich stockend, „meine Tante — und — Schwester —"

Himmel, wenn die in der Brille es gehört hätte! Voll Schrecken sah ich hinter mich.

„Befehlen Sie Atlas oder Taffet? Lyoner Façon. Bei Damen höchst beliebt. Poult de Soie, bleu Mexique — das Allermodernste."

Und behend rollte er einige Seidenballen auf.

„Nicht doch“, beschwichtigte ich den Eifrigen, „ich wünsche blos — “

„Halsbinden, schön mein Herr. Hier das Neueste.“

Und er zeigte mir deren neunhundert.

„Ich nehme ein Dutzend, mein Sohn“, sprach ich jetzt, „wenn Sie mir Auskunft geben wollen, wo die Damen . . .“

„O, Alles kommt zu uns; was zur guten Gesellschaft gehört, kauft bei uns, nur bei uns. Sonst noch was gefällig?“

Was half es mir? Ich hatte ein Dutzend Halsbinden gekauft, um schließlich zu erfahren, daß meine „Tante“ und „Schwester“ wahrscheinlich den Ausgang in der andern Façade des Eckhauses benutzt haben dürften. Mit einem Schlag vor den Kopf wählte auch ich diese zweite Thüre auf die Straße, spähte draußen vergeblich nach ihnen, rannte bald da, bald dort einem Damenpaar nach, um mich jedesmal getäuscht zu finden und trug endlich müde und verdrossen meine Cravatten heim.

Von da an ging ich allabendlich zur selben Stunde denselben Weg, ohne wieder auf die Spur meiner Unbekannten zu stoßen, — sie war verweht. Weder auf den Bällen, Concerten, Soiréen jenes Winters, noch auf den Schlittschuhbahnen begegnete ich wieder ihrer hohen Gestalt, ihrem holden Antlitz, ihren lieben Augen. Auch mehr oder minder versteckte Erkundigungen bei stadtkundigen Bekannten nach einer Frau mit einer Brille und dem Antlitz der Todesgöttin hatten keinen Erfolg. Meine sanfte Walküre war spurlos verschwunden. Allein ich fühlte, *sie* hätte ich lieben können, ihr sagen mögen: werde mein Weibchen!

Der Winter ging dahin, das Frühjahr stürmte vorüber. Endlich waren die Linden wieder grün und im Thiergarten blühte und duftete es. Man dachte schon an die Sommerfrische, und es war erst Ende Mai. Da saß ich eines Vormittags, wo sie mich heute sitzen sahen, auf meinem Feldstuhl draußen am See im Grunewald, um Farbenstudien zu machen. Ich hatte diese Tagesstunde gewählt, um ungestörter zu sein. Der Reflex der Bäume und der über die Fluth hineilenden Wolken beschäftigte mich so sehr, daß ich, abgekehrt von allem anderen, mit Eifer der Arbeit oblag.

So hatte ich anfänglich nicht einmal wahrgenommen, daß sich unterdeß der gewöhnlich einsame Strand belebt hatte. Eine ganze Schaar junger Damen hatte sich über den Rand des Waldes und des Sees ergossen und umschwärmte nun das Ufer mit lautem Geplauder, heiterm Lachen und Gesang. Es mochte die Maifahrt einer Pension sein. Als man mich nun so einsam und in meine Studien verloren am Seestrand sitzen sah, hielt man sich in ehrfurchtsvoller Ferne und mehr im Walde.

Nur Einzelne wagten sich weiter vor und sahen scheu nach mir her. Ich selbst aber schaute mich nicht wieder um. Glauben Sie ja nicht, weil ich mir aus Instituts-Backfischchen nicht viel machte. Im Gegentheil, ich sah von je gerne diese aufblühenden jungen Wesen, besonders im Freien. Es gibt nichts Anziehenderes als solche geschmeidige, lichte Gestalten durch einen Waldgrund zwischen den Bäumen hinhuschen oder ein blaues Seebecken umschweben zu sehen. Es hat etwas Anregendes, Poetisches. Und wie freundlich spiegeln sich die hellen Figuren im Wasser! Auch gibt es immer Einzelne darunter, die der Backfisch-Aera bereits entwachsen sind.

Ein solches, jedoch sehr ungleiches Mädchenpaar, das mich wohl noch nicht wahr-

genommen hatte, kam jetzt Arm in Arm auf dem hohen Lande, plaudernd und vor sich hinsummend in meine Nähe.

„Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt;
Es war ein herzig Veilchen."

Ich horchte ihren sanften Stimmen, indem ich gebückt, wie das Veilchen, mit der Palette da saß, — ja, ich sah jetzt deutlich in der Fluth vor mir ihre Gestalten, deren Spiegelbild vom Rande der Böschung hell in den See fiel. Ich weiß nicht, warum mir das Herz anfing lebhafter zu schlagen, als sie plötzlich verstummten und anhielten. Offenbar hatten sie mich jetzt erst bemerkt. Sie stutzten, sahen her und dann einander bedeutsam an, indem sie sich Zeichen gaben und zusammen flüsterten. Um sie nicht noch stutziger zu machen, sah ich mich also nicht um, schien ihre Annäherung nicht einmal zu ahnen, that gar nicht dergleichen, konnte jedoch in dem elementaren Spiegel, den der See mir bot, alle ihre Bewegungen verfolgen, während ich ganz in meine Studien versunken schien.

Mein ruhiges Verhalten erreichte denn auch seine Absicht, beschwichtigte die beiden Mädchen völlig, ja flößte ihnen wachsenden Muth und, wie es schien, den Gedanken zu einer kühnen Unternehmung ein. Denn gar schalkhaft winkten sie sich hinter meinem Rücken zu, machten wichtige Mienen, schnitten geheimnißvolle Gesichter, indem sie sichtlich einen festen Entschluß faßten und zur Ausführung ihres Vorsatzes sich anschickten. Daß es auf den harmlosen Maler abgesehen war, lag klar. Allein welcher Schabernack drohte mir, welchen Possen wollte man mir spielen? Das war die Frage. Vielleicht gedachten sie den Feldstuhl unter mir umzustoßen, vielleicht aber trieb sie auch nur die Lust, den Maler zu belauschen, seine Arbeit genauer zu beobachten. Immerhin, ihr Vorsatz schien einen unwiderstehlichen Reiz auf sie auszuüben.

Gut, dachte ich. Kommt nur näher heran, ihr hübschen Kinder, werdet nur erst ganz kirre, zahm und sicher, dann —. Ja dann — was dann? Das wußte ich selbst noch nicht. Indeß saß ich noch harmloser da, bückte mich noch veilchenhafter auf meine Studie nieder. Ich sah, hörte, ahnte nichts, rührte nichts — als den Pinsel. Scheinbar war ich also ganz verloren und versunken, in Wirklichkeit aber auf der Lauer, mit scharfem, gespanntem Auge im Wasserspiegel, voll Erwartung, voll Arglist, verschlagen wie ein Fuchs, der sich nahe am Hühnerhof schlafend stellt; mit einem Wort: ein Wolf im Schafpelz, denn ich trug auf solchen Ausflügen noch von München her stets eine wollene Joppe.

Mit leisem behutsamem Tritt hatte unterdessen das Mädchenpaar den oberen Rand der Böschung hinter mir überschritten. Die Kleinere von Beiden, rund, mit schwarzen Locken, war entschieden die Kühnere. Von Neugierde und Naseweisheit getrieben, ging sie unternehmend voran. Der Schelm saß ihr in den Augen, Muthwille leuchtete aus jedem Zug, während die Andere — ja, die Andere! Die war ganz anders! Groß, blond, blühend, zeigte sie sich doch scheu, schüchtern, zurückhaltend. Und doch schien gerade sie vorzugsweise von dem Verlangen beseelt, dem Maler heimlich in's Handwerk zu schauen. Nur bangte ihr eben vor dem gewagten Unternehmen, zu dem sie sich durch die kleinere Gefährtin halb nachziehen, halb durch lebhafte Geberden und ermuthigende Winke bewegen ließ. Auf den Zehen schleichend stiegen sie nun gerade an der steilsten Stelle hinter mir herab. Dann zögerte die Größere nochmals, hielt zaghaft an und sah dabei mit vollem Gesicht bange nach dem Maler herunter . . .

Beinahe hätte ich mich jetzt vergessen, die Lauscherinnen erschreckt und verscheucht. Beinahe wäre ich von meinem Feldstuhl aufgesprungen. Himmel, was sah ich? Es war meine holde Unbekannte, meine sanfte Walküre.

Das lebhafte Klopfen meines Herzens verstand ich nun. Alles in mir war in Erregung. Dennoch, so viel Mühe es auch kostete, verharrte ich in meiner Haltung; die äußere Ruhe bewahrend, beschäftigte ich mich anscheinend um so angelegentlicher mit meiner Studie, verwandte jedoch keinen Blick von dem lieblichen Frauenbilde im Wasserspiegel, folgte athemlos ihren Bewegungen, verlor keine ihrer Mienen. Mir war wunderbar zu Muthe. Ich fühlte, daß mein Schicksal hinter mir stand.

Hand in Hand, sich gegenseitig stützend, stiegen indeß die beiden Mädchen immer weiter herunter und zwar so behutsam, mit solcher unhörbaren Vorsicht, daß mir ihre Annäherung allerdings entgangen wäre, wenn mir der klare See nicht jede Bewegung verrathen hätte. Freilich konnten sie nicht vermeiden, daß sich ein Steinchen unter ihren Füßen löste, Sand herunter rieselte, wobei sie erschreckt zusammenfuhren und sich zur Flucht wenden wollten. Meine Unbekannte wechselte jedesmal die Farbe und fuhr mit der Hand nach dem Busen. Wie bänglich sah sie dabei zu mir herunter! Allein mein Verharren in der Ruhe täuschte und beschwichtigte sie immer wieder. Mechanisch pinselte ich fort, indem ich mir die ganze Studie verdarb.

Indeß nahte die Katastrophe. Die Mädchen glaubten gerade an der steilsten und schlüpfrigsten Stelle der Sandböschung den richtigen Standpunkt erreicht zu haben, um mir über die Schultern in die Farbenskizze zu gucken. Sie streckten sich, hielten sich gegenseitig, stellten sich auf die äußerste Fußspitze, — es war reizend. Um noch bequemer lauschen zu können, ließen sie sich dann los, lüpften mit den Händen ihre Gewänder, als vermöchten sie sich auf diese Weise noch höher zu heben. Sie vergaßen den unsichern Sand, den abschüssigen Boden, ihre eigene Stellung. Sinn und Theilnahme für die Kunst überwog ihre Vorsicht. Und mit welcher Aufmerksamkeit, mit welcher Hingebung schauten sie mir über die Schultern, mit welcher bangen Lust, mit welcher — ach! ein Angstschrei.

„Ich rutsche! Ich komme in Schuß!!“ kreischte die kleine Schwarze, suchte sich an ihrer Freundin zu halten und brachte auch diese in's Schwanken.

Wie der Blitz war ich vom Stuhle auf. Diesen hinwegstoßend, was ich zur Hand hatte — Pinsel und Palette — hinwegschleudernd, hatte ich mich mit geöffneten Armen umgekehrt. Die kleine, runde Schwarze war allerdings bereits lebhaft im Schuß, war ausgeglitten oder hatte sich absichtlich rückwärts geworfen und rutschte nun, wie auf einem Knabenschlitten, behend die Sandriefe herunter. Es wäre schade gewesen, ihre Fahrt aufzuhalten. Bevor sie noch unten anlangte, wälzte sie sich mit Geistesgegenwart, um nicht in den See zu gerathen, rasch auf die Seite und rollte nun wohlbehalten über den Ufersand, während ich mit ausgebreiteten Armen ihrer blonden Gefährtin entgegengeeilt war. Denn diese war ebenfalls in's Gleiten gerathen und sank mir willenlos in die rettenden Arme.

Wem die Götter hold sind oder auch wen sie versuchen wollen, dem bereiten sie solches Erlebniß. Denken Sie sich in meine Lage oder in die des armen Mädchens. Sie stand etwas höher als ich auf dem unsichern lockern Sand der Böschung, ohne andere Stütze, als mich. Ich war ihr einziger Halt. Vom Schreck übermannt hatte sie unwillkürlich die Arme um meinen Hals geschlungen; ihre Brust ruhte an der meinen, ihre

erblaßte Schläfe an meiner vollbärtigen Lippe. Ungestüm wallte ihr Busen; ich spürte den warmen Schlag ihres Herzens, in das alles Blut aus dem bebenden Körper geströmt war. Denken Sie sich, wie mir zu Muthe war und wie ihr!

„Keine Angst — mein Fräulein!“ flüsterte ich. Beinahe hätte ich „mein Weibchen“ gesagt, so wirbelte das Glück des Augenblicks alle meine Sinne, Gedanken und Gefühle auf, während von der Seite her ein so helles Gelächter aufschlug, als ob alle Dryaden und Hamadryaden des Grunewalds sich in ausgelassenster, unbändiger Heiterkeit ergößen.

Das kam von der Mädchenschaar drüben im Walde. Entsetzt machte meine Holde lebhafte Versuche, sich der Umarmung des bärtigen Malers zu entziehen. An den dunkeln Wimpern der gesenkten Augen schimmerte es feucht, auf ihren Wangen aber blühten wieder alle die Rosen ihres schamhaften Gemüths in heller Pracht auf. So schwer es mir fiel, meinem für sie so peinlichem Glücke ein Ende zu machen, half ich ihr doch nunmehr auf ebenen, sichern Boden. Da stand sie nun zitternd, verwirrt, mit schwimmendem Blick nach der Freundin suchend. Diese saß im Sande, drückte die Hände vor die Augen und machte: „hu, hu, hu!“ Allein das Ereigniß mußte ihr doch auch in belustigendem Lichte erscheinen, weil ihr Weinen immer wieder in Lachen umschlug.

„Ach, Elfriede,“ flüsterte meine Holde unter Thränen, „hast Du Dir wehe gethan?“

„Freilich,“ schluchzte die Andere. „Wohl hat es nicht gethan. Du hättest mich auch mitten in den See plumpsen lassen. Niemand kümmerte sich um mich, hu, hu, hu, hu!“

„Mein Fräulein,“ sprach ich jetzt, mich theilnahmsvoll nähernd, „Ihre Freundin befand sich selbst in Noth.“

„Ja wohl, sehr in Noth, ich sah es!“ spottete Elfriede, ergriff jedoch lebhaft meine Rechte, die ich ihr hingereicht hatte, um sie aufzurichten, und sprang auf die Füße.

Während Purpur sich über Hals und Antlitz ihrer blonden Freundin ergoß, hatten die Mädchen im Walde ihr Spiel abgebrochen und der ganze Schwarm kam jubelnd und vor Lachen sich schüttelnd herbeigelaufen, wo die Verunglückten noch hielten und vor Verlegenheit hätten in die Erde sinken mögen.

„Himmel,“ schrie die schwarze Elfriede, „ich springe in's Wasser. Da kommt der ganze Chor der Rache und lacht Hohn!“

„Hüpfen Sie nicht hinein, der See ist naß!“ beschwichtigte ich, über ihr Gebahren lächelnd, denn sie that wirklich, als bliebe ihr nichts, als ein feuchtes Grab.

Mittlerweile langte die Mädchenschaar an, hintennach langsam mit strenger Miene dieselbe Brille, welche mir einst unter den Linden solchen Schrecken eingejagt hatte. Ich zog vor, etwas bei Seite zu treten. Die schwarze Elfriede aber hatte bereits, um ihre Verlegenheit zu verschleiern, zu einem Mittel gegriffen, nach welchem auch die kleinsten Mädchen schon schlau genug sind zu greifen, wenn sie sich irgendwie bloßgestellt haben. Sie fing an zu hinken und winselte kläglich: „Mein Bein, mein Bein!“ In der That erreichte dieser Jammer seinen Zweck. Während die Einen ihre Lachlust noch im Taschentuch erstickten, wandelte sich die Heiterkeit der Andern in Sorge und Mitleid. Indeß man die Hinkende niedersitzen ließ, stand meine sanfte Walküre den Nachfragen der größern Mädchen und — in Scham und Pein fast vergehend — dem forschenden Blick der Brille, welche sich vorzugsweise bei ihr erkundigte, was denn da aufgeführt worden sei, und hierbei von der Thatsache meiner Anwesenheit Notiz nahm. Anfänglich antwortete Niemand, endlich meinte eines der kleineren Mädchen: man wisse nichts weiter, als daß Elfriede die Sandrutsche da probirt habe.

Diese Auskunft kitzelte zu neuer Heiterkeit; selbst meine sanfte Walküre lächelte, und Elfriede sprang auf die Füße, stopfte sich das Spitzentuch in den Mund und konnte dennoch das Lachen nicht verhalten. Nur die Brille behielt ihren Ernst; sie beschloß zu erstarren, und sie erstarrte.

„Aber Elfriede!" sprach sie mit entsprechendem Blick. „Eine Sandrutsche!!"

Jetzt aber platzten alle Schleußen. So helles Lachen von dreißig oder vierzig Instituts-Backfischchen hat etwas ansteckendes, hinreißendes, selbst wenn einige mitlachen, die keine Backfischchen mehr sind. Ich stimmte herzlich mit ein. Sogar die Brille konnte sich der allgemeinen Heiterkeit nicht gänzlich entschlagen. Da sie aber die Nothwendigkeit fühlen mochte, es nicht merken zu lassen, wandte sie sich mit den Worten an meine Unbekannte: „Und auch Sie noch so kindisch!" Was sie noch sagte, verstand ich nicht, allein über das Antlitz meiner Holden flog wieder flammende Röthe, während sie meinem Blick auswich. Da die Brille augenscheinlich nicht so schlimm war, als sie aussah, hielt ich für gut, auch meinerseits vorzutreten und mit einer harmlosen Erklärung heraus zu rücken.

„Die jungen Damen," sagte ich artig, „geriethen offenbar nur durch Zufall an die gefährliche Stelle. Als ich plötzlich Geräusch hinter mir vernahm, fürchtete ich ein Attentat auf meinen Feldstuhl, sprang auf und hatte eben noch Zeit, aufzuhalten, was aufzuhalten war."

„Ach!" ließen sich jetzt die beiden Mädchen gedehnt, ablehnend, vorwurfsvoll vernehmen. Ihre Befangenheit in Unmuth über meine Heuchelei kleidend, sandten sie mir unter den Brauen hervor einen versteckten Strafblick zu und konnten doch ihr Wohlgefallen an meiner Auslegung nicht ganz verläugnen. Denn sie lachten darauf heimlich zusammen.

Ueberhaupt schienen sie sich keiner Täuschung mehr über den wahren Charakter meiner nichtsahnenden Harmlosigkeit während ihrer heimlichen Annäherung hinzugeben. Auch die Brille sah wohl klar genug in den eigentlichen Sachverhalt. Ich stand entlarvt, doch keineswegs reuig. Indeß fand die kluge Frau für gut, keine weitere Erkundigungen in meinem Beisein einzuziehen und ihre junge Gesellschaft baldigst aus der Nähe des bärtigen Malers zu bringen. Sie forderte zum Rückweg auf, verbeugte sich kühl, und kichernd zog die Schaar mit meiner sanften Walküre ab, indem sie mir noch listige, schalkhafte Blicke zurücksandten.

II.

Da stand ich nun und sah wehmuthsvoll den Abziehenden nach, erstieg dann den hohen Rand und hoffte, sie würden noch im Grunewald verweilen. Aber nein, sie hielten sich nicht länger auf, gingen weiter. Meine Holde, die alle überragte, sah sich nicht mehr um. War sie mir böse? Es hatte doch nicht so geschienen. Auch hatte ich ja nichts Uebles gethan, war ihr Retter in der Noth gewesen und hatte sie nicht länger, als unumgänglich nöthig war, festgehalten. Ach, jetzt aus der Ferne, bevor sie hinter den Bäumen verschwand, sah sie zurück, und ich durfte sie nochmals grüßen, worauf sie freilich sich schleunigst hinweg wandte.

Sie war fort und nochmals breitete ich meine Arme aus. Vergeblich. Ich umfing nicht mehr den warmen, schwellenden Körper eines lieben Mitmenschen, — ich war allein mit der todten Natur, die nun allen Reiz verloren hatte. Zu Farbenstudien war ich begreiflicherweise nicht länger aufgelegt. Am liebsten hätte ich den Malkasten im Stich

gelassen und wäre nachgelaufen. Voraussichtlich hätte es mir jedoch wenig geholfen, und der Dienstmann, der meine Kunst=Utensilien abholen sollte, war auf eine Stunde später bestellt. So saß ich nun da am einsamen Seestrand mit dem Nachgefühl des glücklichen Abenteuers. Doch kam ich dabei zu einem bestimmten Entschluß: ich schwor: Diese oder Keine! und ich weiß meine Schwüre zu halten.

Was half mir aber für's Erste die Entschlossenheit? Was wußte ich von ihr, die ich liebte? Nicht einmal den Namen, nicht einmal den der Vorsteherin des Pensionats. Nun, das war zu erfragen, und ich fing gleich damit an, als mein Mann kam und den Malkasten auflud, indem ich auf dem Rückwege beim Förster Letz eintrat. Da hier Erfrischungen zu haben sind, schloß ich, daß auch das Pensionat hier eingekehrt, vielleicht gar noch da zu finden sei. In Letzterem irrte ich jedoch, und als ich mit einiger Vorsicht Erkundigungen einzog, erfuhr ich, daß das Pensionat allerdings sich kurz hier aufgehalten habe und zwar das einer gewissen Madame Piephoff oder Mayer oder etwas dergleichen.

Das war etwas, doch wahrlich nicht viel, wie ich zu meinem Leide bald merkte. Tagelang durchstöberte ich im Adreßbuch, das ich mir anschaffte, alle Adressen unter Piephoff und Mayer oder was ihnen ähnlich lautete. Pensionatsvorsteherinnen fand ich keine darunter. Unter irgend einem Vorwande ging ich auf ein statistisches Bureau, um mich nach den Berliner Mädchenpensionaten zu erkundigen. Man übermittelte mir Namen die liebe Menge; zwei hatten auch eine entfernte Aehnlichkeit mit Piephoff und Mayer und ich ließ mir die Adressen geben, — sie wohnten an den entgegengesetzten Enden der Stadt. Nun wußte ich, daß die Zöglinge solcher Institute zu einer bestimmten Nachmittagsstunde an die frische Luft geführt zu werden pflegen. An einem Tage harrte ich in der Nähe des einen, andern Tags in der Nähe des andern Pensionats auf diesen gemeinschaftlichen Ausgang, — und richtig, ich traf es zweimal. Allein weder da noch dort befand sich meine Holde, nicht einmal die Brille, deren Anblick mir jetzt so willkommen gewesen wäre; weder da noch dort fiel mir eines der vom Grunewald her bekannten Gesichtchen auf. Eben so geringen Erfolg hatten alle übrigen Erkundigungen unter der Hand.

Wie thöricht ist der Mensch! Nicht um zu malen, nein, nur in der wunderlichen Hoffnung, ihr dort wieder zu begegnen, lief ich an jedem schönen Tage nach dem Grunewald hinaus, und eines Tags enttäuscht und müde wieder durch den Thiergarten heim. Siehe da — in der kleinen Querallee — kommt ein Zug Mädchen daher, die sich bei meinem Anblick heimlich anstoßen und lächeln, und in der That hintendrein die Brille, kühl und abweisend auf meinen Gruß, doch weder Elfriede, noch meine holde Walküre unter ihrer Aegide. Es waren lauter jüngere Mädchen, wohl die untere Klasse. Indeß ließ ich den Schwarm nicht aus den Augen, folgte aus einiger Entfernung nach, in die Vierecke der Stadt zurück, und sah richtig die Brille mit ihren Zöglingen in ein Haus eintreten.

So viel war also erreicht. Ich athmete auf. Im Erdgeschoß befand sich ein Gewürzkram. Sofort trat ich ein, kaufte Zimmt, Muskatnüsse, Allerhandgewürz, eine Düte Pfeffer nebst einem Pfund Salz und fragte so beiläufig, ob sich nicht ein Pensionat im Hause befinde. Ja, es befand sich im Hause, drei Treppen hoch. Nicht wahr, Madame Piephoff oder — Frau Mayer? — Nein, Fräulein Lutz.

„Fräulein Lutz?“ rief ich befremdet, verbesserte mich aber sofort: „Natürlich,

Fräulein Lutz, ganz richtig." Es wunderte mich förmlich, daß ich auf diesen Namen bei seiner Aehnlichkeit mit Piephoff oder Mayer nicht schon längst verfallen war.

Weiter erfuhr ich, daß die Anstalt sowohl aus der Stadt, als aus der Provinz besucht sei, hätte gerne noch mehr erfragt, wenn es nicht aufgefallen wäre und ging endlich, gramentladen aber mit beladenen Taschen, hoffnungsvoll und zufrieden von dannen. Andern Tags konnte ich ja wieder kommen, um Salz und Pfeffer zu kaufen, es war noch genug davon vorhanden, und ich hätte auch gerne einen ganzen Pfeffersack und einen vollen Salzkasten erhandelt, wenn ich nur Näheres über meine Holde erfahren konnte. Allein die Auskunft ward nur tropfenweise, desto lieber und reichlicher jedoch Allerhandgewürz abgegeben. Und nach acht Tagen war ich nicht weiter gekommen, als daß von den im Hause wohnenden Zöglingen einige Louise, Bertha, Charlotte, Elise und Riekchen hießen, ferner daß der Herr Gewürzkrämer mit Fräulein Lutz auf gespanntem Fuße stehe, weil die Hausgenossin ihren Bedarf im Großen aus einem andern Laden beziehe.

Immerhin hielt ich die größte Schwierigkeit für überwunden. Ich wußte ja nicht, was die Zukunft noch im Schooße barg.

Mittlerweile war ich Freunden und Bekannten einigermaßen zum Räthsel geworden; wo sie mir auf der Straße begegneten verhielt ich mich wider meine Gewohnheit wortkarg, trocken, knapp, gab kurze oder zerstreute Antworten und empfahl mich immer schleunigst. Nur in der Straße, wo Fräulein Lutz wohnte, hielt ich jeden fest, den ich nur flüchtig kannte, nahm freundschaftlichst seinen Arm, um mit ihm auf und ab zu wandeln, ließ ihn auch so bald nicht los, fesselte ihn durch eine geistreiche Redseligkeit, wie sie mir sonst nur in glücklichster Laune zu Gebote steht, und beobachtete dabei aufmerksamst die Fenster des dritten Stocks über dem Gewürzladen. Diese waren auch nicht selten von einer Menge lieblicher Mädchenköpfe besetzt, die listig herunterlauschten, allein nie von dem, dessen Anblick mich beglückt hätte. Auch bei den gemeinschaftlichen Ausgängen sah ich das geliebte Mädchen nicht wieder.

Genug. Eines Tags trat einer meiner vertrauteren Freunde bei mir ein, College Schmalz, — Sie kennen ihn wohl dem Namen nach. Ein tüchtiger Künstler, — er verdient viel Geld. Indeß sein Körper hat wenig oder gar nichts mit seinem fetten Namen gemein. Er ist nämlich ein rappeldürrer Geselle, doch ein vortrefflicher Mensch, was man sagt ein guter Kerl, freilich mit Ausnahmen und Wunderlichkeiten. In Besitz eines netten gescheidten Weibchens, das er anbetet, ist es kein Wunder, wenn er mir immer wieder damit kam, daß ich heirathen müsse, um ein ganzer Mann zu sein. Dabei hatte er stets eine lange Liste ausgezeichneter Parthien für mich, einen förmlichen Catalog reicher, interessanter, liebenswürdiger Wesen, die alle in Sehnsucht brennten, mich unendlich glücklich zu machen. Schade, daß mir die Wahl wehe that, brachte er doch fast jeden Tag eine Andere auf's Tapet, die alle vorhergegangenen überstrahlte, ja, die er selbst nähme, wenn er nicht schon — und dabei seufzte er — versehen wäre. Es war eine fixe Idee von ihm, mich an die Frau zu bringen. Um so verwunderlicher fielen wieder Tage dazwischen, wo er mir zu sagen nöthig fand, daß ich ganz vernünftig und recht handle, ledig zu bleiben; der Ehestand habe seine zwei Seiten und es gebe nichts, was dem freien, stolzen Hagestolzenthum gleiche, — wobei er ebenfalls erschrecklich zu seufzen pflegte.

Freund Schmalz, wie ich ihn geschildert, war also eingetreten, rannte hin und her, warf sich auf das Sopha und seinen Hut in eine Ecke, sprang wieder empor und im

Gemach auf und nieder, das neben meinem Atelier lag. Er war sehr beweglicher Natur, doch heute, wie es schien, etwas außer der Ordnung.

„Schönbärtchen, Schönbärtchen!" rief er mit seinem hohen Stimmchen — er hat eine sehr dünne Stimme, — und dabei blieb er für einen Augenblick stehen und bewegte warnend und drohend den Zeigefinger: „Schönbärtchen!" fing er nochmals an, indem er das Köpfchen schüttelte, von Neuem hin und wider rannte und sich dann vor mich hinstellte: „Schönbärtchen!"

„Nanu, was denn, Schmälzchen? Was gibt's?"

„Was machst Du für Geschichten?!" platzte er heraus und lief hastig im Kreise umher.

„Wieso?"

„Wieso?! — Ich will Dir sagen wieso. Warum weichst Du mir auf der Straße aus, he? Warum bist Du hinter allen Pensionatsschwärmen her, he?" Und er stellte sich nun gerade vor mich hin, den Arm schlenkernd, um seinem „He" den richtigen Nachdruck zu geben. „Was hast Du Instituts-Vorsteherinnen nachzuforschen, he? Warum treibst Du Dich stundenlang vor der Lutz'schen Pension in der Friedrichsstraße umher, he? — Siehst Du, daß man Dir auf der Spur ist? He?"

„Ich sehe es."

„Also heraus damit."

„Womit?"

„Stelle Dich nicht so unschuldig! Mir machst Du kein X für ein U. Ich kenne Dich aus dem FF."

„Ja, Du bist der richtige Vocativus," sagte ich.

„Sprich also: wie kommt ein Mann mit Deinem Namen, Deinen Aussichten, Deiner Stellung in der Gesellschaft dazu, he?"

„Wozu?" fragte ich so ruhig als seither.

„Hm! Deine eherne Stirne hilft Dir nichts. Ich schaue durch, genau durch, ich." Und damit rannte er wieder im Zimmer umher.

Schmalz hatte unter andern Marotten auch die, mit tiefem Scharfblick ausgerüstet und ein großer Menschenkenner zu sein. Möglich, daß er diesmal das Richtige traf, wahrscheinlich sogar, gewöhnlich widerfuhr ihm aber das Gegentheil. Gelassen, wenn auch innerlich etwas bewegt, frug ich ihn, was er denn so genau durchschaue. Sein Stimmchen verstieg sich immer höher, als er jetzt antwortete:

„Alles, sag' ich Dir, Alles. Du, der Maler Schönbart, dessen Landschaften immer gesuchter werden, immer besser gehen, — ein Mann mit Deiner Zukunft, dem jeden Tag die vortheilhaftesten Parthien zu Gebote stehen, — ein Mann wie Du . . ."

„Was macht sich der daraus!" unterbrach ich ihn etwas ungeduldiger.

„Du sollst, Du mußt Dir aber etwas daraus machen!" schrie er in der höchsten Fistel. „Wenn ein Bruder Leichtsinn alle Rücksichten auf seinen Ruf, alle Schranken seiner Stellung überspringt, verstehst Du? so haben dessen Freunde die Pflicht . . ."

„Welche Pflicht? Nun?"

Er stockte, als raube ihm die Aufregung die Sprache, — seine Stimme hatte sich überschlagen. In der That schien er meiner Neigung auf der Spur zu sein, mehr von meiner Angebeteten zu wissen, als ich selbst. Offenbar wollte sein freundschaftlicher Eifer, wenn auch in unzarter Weise, mich vor einem falschen Schritt bewahren. Im Innersten betroffen, erblaßte ich. Was wußte er von dem Mädchen, daß er sich so ereiferte?

Inzwischen hatte sich seine Stimme wieder erholt und seine Person sich mit auf der Brust gekreuzten Armen gerade vor mich hingepflanzt, um mich mit durchbohrendem Blick zu betrachten. Dann begann er langsam mit feierlichem Nachdruck:

„Und Du kannst Dich wirklich zu solcher Thorheit erniedrigen? — Unglaublich! Meister Schönbart, unser Landschafter Schönbart bewirbt sich um eine Zeichenlehrerstelle in einem Mädchen-Institut!! Um eine Zeichenlehrerstelle! schämst Du Dich nicht?"

Das hatte ich nicht erwartet. In der That, es war etwas stark. Ich schlug ein gräßliches Gelächter auf. Gräßlich, weil ich mich ärgerte und zu meinem Verdruß sich Spott und Hohn über seine superkluge Voraussetzung gesellte. Er aber stand wie angedonnert, als ich entgegnete:

„O Schmalz, weiser Meister Schmalz! Was hat man Dir wieder unter den Dachstuhl gesetzt!"

„Ich weiß es doch aus bester Quelle!" erwiderte er kleinlaut und verdutzt, jedoch in ärgerlichem Tone. „Läugne nicht so verstockt — Du willst Dich in ein Pensionat einschmuggeln. Man kennt Dich ja, Deinen Zweck, Deine Erwartung, daß sich an jedes Haar Deines schönen Bartes ein verzauberter Backfisch hänge."

Diese Schmalzidee! — Es ist gewiß entschuldbar, wenn ich trotz meiner Belustigung über solche Unterstellung wild wurde.

„Sei nur jetzt ganz stille, Schmälzchen", sagte ich, „nur mäuschenstille, wenn ich nicht böse werden soll. Dir rappelt's, Mensch!"

„Allein die Weiberreden doch schon davon", fing er kleinlaut wieder an, „die Weiber — und die Männer auch."

„Ihr seid alle Fraubasen!" donnerte ich, daß er zusammenklapperte. „Pfui, über dieses Ausspioniren, über diese albernen Unterstellungen! Ueberlaßt das den Kleinstädtern, denen dergleichen das Wichtigste ist, weil ihr ganzes Leben sich um die geringfügigsten Dinge dreht und solche Unterstellungen an der Tagesordnung sind. Pfui über Euch alten Weiber!"

„Auch junge, auch junge haben es geglaubt, ich versichere Dich!" betheuerte er jetzt gutmüthig und besänftigend, indem er sich zu nähern versuchte. „Es ist also nicht wahr, Schönbärtchen, Du willst nicht Zeichenlehrer —"

„Nein, sag' ich Dir."

„Bruderherz, so komm an meinen Busen!" jubelte er.

An seinen Busen! — Bevor ich es jedoch verhindern konnte, war er richtig an mir emporgehüpft und drückte mich an sein Gerippe. Bei dieser freundschaftlichen Umarmung unterließ ich nicht, ihm mit der Rechten so zärtlich den Rücken zu klopfen, daß er heulend mich losließ und nach Athem schnappend auf und nieder ging. Gleich darauf hatte er jedoch seine Sprache wieder gewonnen und sofort fing er an:

„Nun, wenn wirklich nichts an der Sache ist, Freund, so solltest Du doch nachgerade einsehen, daß Du heirathen, eine Frau nehmen mußt, um nicht mehr in solches Gerede zu kommen."

„Allerdings!" sagte ich fest und zustimmend.

Ein Freudenblitz der Verwunderung leuchtete ihm aus den graugrünen Aeuglein.

„Das siehst Du also ein?" fragte er. „Endlich? Nun so handle vernünftig, Schönbärtchen, und greife zu!" damit machte er eine hastige Geberde des Zugreifens mit beiden Händen, als gelte es ein Festhalten bis zum Erwürgen. „Siehe, da ist die schöne

Arabella Zutschke, — das heißt schön ist sie gerade nicht, aber liebevoll, gebildet und — goldbeschlagen. Goldbeschlagen sag' ich Dir; ihrem Vater gehört eine der ersten Goldschlägereien hier, und sie möchte gern einen Mann mit Namen, — den haben wir ja. Ganz neulich erst hat sie sich bei meiner Frau höchst angelegentlich und zartfühlend nach dem Maler mit dem schönen Bart erkundigt. Nun, was sagst Du?"

„Will sie ein Bild von mir kaufen?"

„Nein doch, Du hörtest ja, was ich meine. Heirathen."

„Nun, dabei sehe ich nicht auf Goldbeschlagenheit."

„Auf was denn? He?

„Vor allem darauf," antwortete ich mit ungewohntem Ernst, „daß ich sie liebe, daß ich mein Leben an sie ketten möchte, mein ganzes Streben ihrem Glücke widmen könnte. Ja," fuhr ich mit heiß aufloderndem Gefühl fort, „vertrauende, aufopfernde Liebe allein wird mich bestimmen, — sie entscheidet Alles.

Erstaunt und nicht ohne Bestürzung sah er mich an. Solche Sprache von meinen Lippen hatte er noch nicht vernommen. Freund Schmalz schien an meiner Wärme förmlich zerfließen zu wollen.

„Freund," sprach er leise, in schmelzendem Ton, „bei Dir ist's nicht ganz richtig. Dir fehlt's da!" Und dabei tippte er mit dem Finger zwischen sein unterstes Rippenpaar hinein, als ob sein Herz in den Magen gefallen wäre.

„Allerdings fehlt es mir," antwortete ich, „wenn auch nicht dort, wo Du hindeutest. Hier, Freund, fühl' ich es ungestüm pochen," fügte ich mit der Hand an der Brust hinzu.

Schmalz machte ein sehr schlaues Gesicht, zog die Augenbrauen empor und klemmte die Lippen zusammen. Offenbar nahm er meine Andeutung mit verwunderter Bedenklichkeit auf.

„Ei, ei!" machte er. „So, so! Hm, hm! Endlich. Also wirklich. — und ist sie schön?"

„Mir gefällt sie ausnehmend."

„Liebenswürdig?"

„Ich liebte sie beim ersten Anblick."

„Das ist bei Dir kein ganz ungewöhnlicher Fall mehr. Du hast Dich schon öfter im ersten Augenblick verliebt."

„Verliebt, aber noch nie geliebt."

„Hm, wer da so fein zu unterscheiden wüßte!"

„Scherz bei Seite, Freund", sagte ich. „Ich wollte, sie wäre mein Weibchen."

„Das hast Du allerdings noch nie ausgesprochen. Es mag Dir Ernst sein."

„Es ist mein Ernst. Glaube mir: Sie oder Keine."

„Ei, das klingt tragisch. Nun, und wer ist denn die Auserkorne?"

Er hatte sich inzwischen niedergelassen und eine meiner Manila's zwischen die Lippen genommen, während ich ihm mit gesenktem Haupt gegenüber saß und seufzend antwortete:

„Ja, wenn ich das wüßte!"

„Wie?! Du schwärmst, liebst sogar, willst heirathen und weißt nicht wen?! Du kennst sie also nicht, gar wohl nicht einmal bei Namen?"

Ich verneinte, und er lächelte.

„Die richtige ideale Liebe", fuhr er mit dem Kopfe nickend fort. „Hast sie am Ende noch gar nicht gesehen?"

„Doch, schon zweimal.“

„Schon zweimal! Nun, das reicht gerade hin, um Jemand heirathen zu wollen. Aber wie und wo, he?“

„Einmal unter den Linden, ein andermal am Halensee.“

„Am Halensee? — Also eine flüchtige Touristenbekanntschaft. Aber ich kenne doch alle Seen der Alpen, wäre es auch nur dem Namen nach. Allein Halensee?! — Du wolltest wohl Halwyler oder Hallstädter See sagen.“

„Nein, Halensee.“

„Wetter auch, wo liegt er denn?“

„Im Grunewald, links von Charlottenburg, hinterm Förster Letz.“

Freund Schmalz brach in ein kreischendes Gelächter aus. Der Halensee in der nächsten Umgebung von Berlin, von welchem er jetzt zum ersten Mal hörte, löschte in seinen Augen den romantischen Schimmer aus, der um meine Liebe schwebte. Als ich ihm jedoch, nicht ohne Ausblick auf seinen Freundesbeistand, die näheren Umstände berichtete, erwachte seine Theilnahme wieder sehr lebhaft. Er fühlte, liebte, schwärmte mit mir, breitete sogar bei meiner Mittheilung des Abenteuers am Halensee die Arme aus, als sinke ihm meine Holde an die eigne Brust. Und am Schlusse wiederholte er meine Schilderung des Eindrucks ihrer Erscheinung mit nicht geringer Emphase und, wie ich glaube, ohne spöttische Absicht.

„Also“, sagte er, indem er die ausgebreiteten Finger seiner Rechten nachdrucksvoll dazu bewegte, „ich verstehe Dich ganz: sie hatte so was Hohes, Natürliches, so was Würdiges, Bescheidenes, so was Anziehendes, Zurückhaltendes, kurz: so was Weibliches. O, ich stelle sie mir lebhaft vor. Gut, Freund, das Mädchen ist liebenswerth, sittsam, unschuldig, ohne Gefallsucht. Ich gratulire Dir zu Deiner Wahl. Wie sie ist, wissen wir, aber nun gilt's zu erfahren, wer sie ist. Wie kommen wir ihr bei?“

„Das ist eben die Frage“, sagte ich nachdenklich. „Ich bin schüchtern und blöde geworden, wie ein Kind.“

„Dies ist die richtige Höhe“, meinte er. „Erkundigungen einzuziehen ist übrigens keine Sache für Männer. Da muß meine Frau in's Mittel treten!“ rief er, indem er von seinem Sitze aufsprang, während mein Blick sich aufhellte. Er war jetzt Feuer und Flamme. „Meine Frau muß unter irgend einem Vorwande diesem Fräulein Lutz einen Besuch machen und zwar während der Lehrstunden. Oder warten wir nicht besser, bis die Prüfungen heranrücken?“

„O Gott, nein!“ flehte ich.

„Gut. Also gleich und zwar während einer Lehrstunde. Da wird sich's ja wohl ergeben, wer unsere Holde ist. Wir werden ja dahinter kommen.“

„Wie verpflichtest Du mich!“ rief ich seine Hand fassend. „O, ich weiß Dir und Deiner Frau schon im Voraus tausend Dank.“

„Wir thun es gern. Halt, bald hätte ich's vergessen. Können wir sie mit solcher Bestimmtheit schildern, daß meine Frau sie heraus fände, um sich nach ihren Verhältnissen zu erkundigen?“

„O“, rief ich, indem ich in das anliegende Atelier eilte, „ich habe Dir, lieber Freund, in die Kunst zu pfuschen gewagt und das Mädchen aus der Erinnerung portraitirt. Ich glaube auch ziemlich getroffen, nur war mir nicht möglich, den Ausdruck . . .“

„Das Engelhafte, Himmlische, Gottvolle wiederzugeben, natürlich!“ unterbrach er

mich, das Portrait hinnehmend. „Nun, dessen bedarf es auch wohl für's Erste nicht. — Schau, Schau!" fuhr er mit einem Blick auf das Bild fort, indem er es ans Licht hielt. „Hat der Mensch auch Talent zum Portrait! Nicht übel! Ganz fein pastöser Strich, sicher und markig hingeworfen. Und ein reizendes Köpfchen! Wie warm, wie lebensvoll! In der That nicht uneben. — Freund, dir soll geholfen werden!"

Mit dieser erfreulichen Zusicherung hatte er das Portrait unter den Arm genommen und ließ mich in tausend schönen Hoffnungen zurück.

III.

Wie soll ich die Unruhe der nächsten Tage, das Hangen und Bangen, das Harren und Hoffen beschreiben, das mich umhertrieb! Es wäre auch unnöthig; jeder, der je in ähnlicher Lage war, kennt meinen Zustand genau. Ich hatte weder daheim, noch draußen mehr Ruhe. Fünf, sechs Tage gingen hin, Freund Schmalz ließ sich nicht sehen. Mich drängte es, ihn aufzusuchen, allein, ich weiß nicht, Blödigkeit und Befangenheit, an denen ich sonst nicht überflüssig gelitten, riethen mir ab vor der Möglichkeit, seiner Frau dabei unter die Augen zu kommen. Eine unüberwindliche Scheu, die mir sonst völlig fremd war, hielt mich von ihr so lange zurück, bis ich etwas sicheres über ihre Schritte und deren Erfolg erfahren habe.

Eine Woche verfloß, kein Schmalz ließ sich sehen. Ich entschloß, mich auszugehen um vielleicht beim Spaziergang auf ihn zu stoßen, fürchtete jedoch, daß er unterdeß bei mir zu Hause anfragen und mich nicht treffen möchte. Meine bange Unruhe wurde zur Qual. Ich suchte sie durch Vertiefung in die Arbeit zu betäuben, und brachte nichts zu Stande.

So saß ich eines Tags im Atelier vor der Staffelei und pinselte traurig auf der Leinwand umher, als Jemand leise herein und hinter mich trat, um mir über die Achseln zu schauen. Er hüstelte und fragte, was ich da mache, — seine Stimme klang bedenklich und hatte durchaus nichts Ermuthigendes. Es war Schmalz, aber nicht wie sonst, lebhaft, beweglich, sondern nüchtern, trocken; einsilbig sah er bald auf diesen, bald auf jenen Entwurf, nahm bald hier, bald dort etwas auf, um es mit derselben Miene wieder hinzulegen. Mir bebte der Pinsel in der Hand, und doch scheute ich vor einer entscheidenden Frage zurück. Nun sprach er über das und dies, über kleine Handwerksvortheile, technische Fertigkeiten, die allerdings schon oft den Gegenstand unserer lebhaften Unterhaltung gebildet hatten. Aber heute! Was bekümmerte mich das Alles! Dann theilte er gelassen mit, daß er demnächst reisen werde und zwar für den Sommer und Herbst an den Rhein, wobei er so trocken als möglich die Orte herzählte, die er zu besuchen gedenke. Ich knirschte, hätte ihn fordern können, wenn mich nicht die Hoffnung beschwichtigt hätte, daß er meine Pein nur verlängere, um mich darauf um so freudiger zu überraschen. Allein er machte bereits Anstalten mich wieder zu verlassen, war schon daran nach dem Hute zu greifen, als ich meine Ungeduld nicht länger bezähmte und, ohne aufzublicken, etwas unwirsch fragte, ob er mir sonst nichts zu sagen habe.

Ordentlich verwundert blieb er stehen und sah mich an, als ob er sich durchaus nicht denken könne, was ich noch eigentlich wolle. Oh, ich hätte ihn an den Ohren nehmen mögen!

„Hast Du mir nicht gelobt", fuhr ich heraus, „Deine Frau zu bestimmen, zu Fräulein Lutz — —"

„Ach so, die Geschichte!" machte er jetzt mit verdießlicher Miene und kratzte sich dabei hinterm Ohr.

O weh! Es stand schlimm.

„Höre, lieber Freund," fing er dann an, sichtlich nicht gern herausrückend, „das geht so nicht, wie wir es uns dachten."

„Am Ende," sagte ich blaß und starr vor Zorn, „hast Du mit Deiner Frau noch gar nicht darüber gesprochen."

„Doch, doch! Ih, warum denn nicht!" piepte er. „Sie war nicht wenig überrascht, als ich ihr die Zumuthung machte. Es fiele ihr gar nicht ein, sagte sie, sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angingen. Wie ich ihr auch nur zumuthen könne, Schritte in einer Sache zu thun, die . . ."

„Ich sehe schon," fiel ich bitter ein, „Deine Frau will mir zu Liebe nichts thun."

„Nu, ist auch nicht nöthig," fuhr er fort. „Mir zu Liebe sollte sie den Schritt thun. Allein sie blieb unbeweglich. Erstens, sagte sie, kenne sie dieses Fräulein Lutz gar nicht. Zweitens habe sie keine Nichte oder jüngere Schwester, die sie in dem Pensionat unterzubringen hätte. Drittens, wenn sie eine solche Verwandte hätte, würde sie dieselbe bei einer Madame Müller unterbringen."

„Ach Gott, es sollte ja nur ein Vorwand sein," rief ich.

„Eben das ist's ja. Sie würde vor sich selbst erröthen müssen, meinte sie, bei irgend Jemandem unter falschem Vorwand einzudringen."

„Himmel!" rief ich und sprang vom Stuhle auf, während Schmalz sich gelassen niedersetzte. „So gewissenhaft sind doch sonst Euere Frauen nicht, wenn es eine Nothlüge gilt."

„Ih, eben die Nothwendigkeit einer Lüge wollte ihr in diesem Falle nicht einleuchten!" erwiderte er. „Ich that mein Menschenmöglichstes, um sie zu bestimmen. Alles vergeblich. Sie meinte, Du seiest unternehmend genug, Deine Angelegenheiten für Dich selbst zu besorgen und auch erfahren und bewandert genug, sie durchzuführen. Du habest doch sonst keinen Beistand nöthig gehabt. Kurzum, sie wolle sich nicht dazu hergeben, Dir zu Deinen Liebeleien behülflich zu sein."

„Hast Du ihr denn nicht versichert, es sei eine ernste Neigung."

„Oh, und wie! Heilige Eide schwor ich, Du denkest an eine Hochzeit. Allein, sie glaubte es nicht."

„O, ich weiß," klagte ich jetzt, „Deine Frau konnte mich nie leiden."

„Na, na, na!" machte er, als ob er davon nicht so ganz überzeugt wäre. „Sie traut nur Deiner Flatterhaftigkeit nicht und wollte sich Deinetwegen nicht kompromittiren."

„Aber höre, Schmalz!" rief ich. „Das ist zu arg. Du hast ihr mein Gefühl nicht im richtigen Lichte gezeigt."

„Und wie!" betheuerte er. „Schwor ich doch, Du seiest bis über die Ohren verliebt, ganz eingetaucht in Leidenschaft, härmest Dich, verfallest ganz. Allein das machte sie nur immer mißtrauischer, abgeneigter. Zuletzt wurde ich ärgerlich. Denke Dir, Deinetwegen wurde ich — ein Opfer unserer Freundschaft — ärgerlich gegen meine Louise. — Und was that ich? Mit jener uns Männern eigenen Hoheit sprach ich mit entsprechendem Seitenblick: Kann doch keine Frau, die noch selbst Ansprüche machen zu können glaubt, zugeben oder ertragen, daß ein hervorragender Mann eine Jüngere schöner und liebenswürdiger findet!!"

„Und was sagte sie darauf?" fragte ich und setzte mich wieder.

„Hell auf lachte sie, mir gerade in's Gesicht. Wir Männer, sagte sie, seien doch

das tollste und einbildnerischeste Volk auf dieser Welt. Ich glaube, sie hielt mich nebenbei für eifersüchtig. Die Arme kreuzend sah ich sie jetzt mit einem meiner großen Blicke, gleichsam ingrimmig, an. Und wieder lacht sie, klatscht in die Hände und ruft: „Othello! Othello! Hu, mir graust, ganz der rasende Mohr! —" Und dabei heuchelte sie Entsetzen, soviel sie gerade vor Lachen vermochte."

So ärgerlich ich über Schmalz war, belustigte mich doch für den Moment die von ihm geschilderte Wirkung seiner Bemühungen. Doch kehrte mein Aerger rasch und in vollem Maße wieder. Mich ungeduldig erhebend sprach ich mit bitterer Ironie:

„Ja, ja! Man darf eine Sache nur Dir überlassen! Du weißt doch Alles am richtigen Fleck anzufassen, überall den nöthigen Eindruck hervorzubringen."

„Schmeichler! Schmeichler!" erwiderte er mit glücklicher Unbefangenheit. „Allein hör' weiter. Ich lasse sie also lachen und gehe mit erhabener Miene im Zimmer umher, stumm, starr, steinern. — Du kennst ja meine Art. Endlich hat sie genug gelacht und fragt auf einmal: „Und was ist denn das für ein hinreißendes Wesen, in das dieser Tausendsasa sich sterblich verliebt haben will?" Ich rede nichts, verziehe keine Miene, schenke ihr keinen Blick, sondern reiche ihr mit der Linken die Portraitskizze." —

„Und was sagte sie?" fragte ich in athemloser Spannung, als er hier eine Pause machte.

„Lange gar nichts, endlich aber in eignem Ton: „Geschmack hat er ja! Ich glaube wohl," setzte sie hinzu, „daß ich dies Köpfchen unter den übrigen heraus finden würde."

„Wie?" rief ich überrascht. „Sie entschloß sich?"

„Allerdings," sagte Schmalz, „wenn auch vielleicht nur aus Neugierde das Wesen zu sehen, das es dem Flatterhaften — dafür giltst Du einmal — angethan habe."

Hochaufathmend setzte ich mich hastig ihm gegenüber, ohne mehr das Auge von seiner Miene zu verwenden. Ich wollte in derselben vorauslesen, was er noch mitzutheilen habe, vermochte es aber nicht und hing nun in gespannter Begierde an seinen Lippen. Allein mit peinigender, weitläufiger Umständlichkeit setzte er seinen Bericht fort.

„Meine Frau," klang nun seine quiekende Stimme eintönig weiter, „entschloß sich also zu dem Gange, vielmehr zu der Fahrt, denn sie nahm einen Wagen und fuhr in die Friedrichsstraße vor das bezeichnete Haus, ließ sich bei Fräulein Lutz, der Vorsteherin des Pensionats, melden und wurde sofort an- und mit Zuvorkommenheit aufgenommen, da sie sich als meine Gattin zu erkennen gab. Man hat ja seinen Namen, — man kennt Einen in Berlin, nicht wahr?"

„Freilich, freilich — wer kennt den Namen Schmalz nicht. Aber weiter!" drängte ich.

„Meine Frau fing es klug an — sie ist ja ein gescheidtes Weibchen," fuhr er fort. „Sie habe eine Nichte, gibt sie vor, die noch der Ausbildung in einer guten Anstalt bedürfe. Dieselbe habe vor einiger Zeit, da die Zöglinge des Fräulein Lutz an die frische Luft geführt wurden, unter den Mädchen eines bemerkt, das ihr selbst ähnlich gesehen und das sie sich sofort zur Freundin gewünscht, weil es ein Muster von Sittsamkeit geschienen und so weiter. Fräulein Lutz läßt sich darauf eine nähere Beschreibung geben und nahm, um jeden Zweifel auszuschließen, mein schlaues Weibchen mit in die Oberklasse, noch ehe die Lehrstunden zu Ende waren. Ein Blick genügte, um die Gesuchte herauszufinden. Es sei in der That, sagt meine Frau, ein anziehendes Wesen; nur habe sie nicht geglaubt, daß Schönbart noch für ein so junges Geschöpf schwärmen könne; das Mädchen habe ihr in natura noch besser gefallen, als im Portrait."

„Ich habe es ja von vornherein behauptet," rief ich beglückt.

„Gut," fuhr Schmalz fort. „Fräulein Lutz nickt beifällig und äußert: die Aehnlichkeit sei in ihren Augen schon eine Empfehlung für unsere vorgebliche Nichte, — d. h. sie sagte nicht ausdrücklich vorgebliche Nichte, weil sie ja nicht voraussetzen konnte, daß wir sie nur vorgaben. Jetzt fragt mein Weibchen: „Also ist diese blühende Blondine eine so hoffnungsvolle Schülerin?" — Nun, so hervorragend seien ihre Anlagen und Leistungen gerade nicht, allein sie fasse doch Alles tief und gut, war die Antwort, habe sich auch hübsche Kenntnisse, sowie Fertigkeit im Klavierspiel angeeignet, zeige überhaupt Geschmack, Sinn und Gefühl für das Schöne, wobei es ihr keineswegs an Verstand fehle. Dabei habe sie ein gutes, sittiges Gemüth, sei voll häuslichen Sinnes und fasse denn auch in der Haushaltung des Pensionats selbst mit verständnißvoller, ordnender Hand überall mit an. Nur sei sie eben keine Gelehrte, und Erzieherin wolle sie nicht werden."

„Ach!" rief ich vom Stuhle wieder emporspringend, „gerade wie ich es wünsche. Nur kein Talent, keine Gelehrte, keine Tastenpeinigerin! Gott bewahre mich vor einem geistreichen Weibe! So wie sie geschildert wurde, will ich sie gerade!"

„Ih," quiekte Schmalz, „daß Du sie willst, weiß ich schon, die Frage ist nur, ob Du sie bekommen wirst."

Das war ein Strahl Wasser in mein aufloderndes Gefühl, eine Schneelawine auf das Rosenbeet meines Gemüths. Betroffen sah ich den Freund an, der jedoch höchst trocken dasaß und, ohne mich anzusehen, den Rauch der Cigarre ausblies. Mit Beklommenheit horchte ich nun seinem weiteren Bericht, wie nach der Lesestunde die Vorsteherin seine Frau in's Sprechzimmer geführt habe, um Näheres wegen der aufzunehmenden Nichte zu besprechen, und wie seine Frau nochmals ihre Zuversicht geäußert habe, daß die Nichte an der blühenden Blondine mit den schamhaften Veilchenaugen eine Freundin finden werde. Dann habe seine Frau beiläufig gefragt, wer denn die junge Dame sei, und habe die Auskunft erhalten, es sei die einzige Tochter eines steinreichen Mühlenbesitzers in der Provinz, der seinem Kinde eine bessere Erziehung angedeihen lasse, als er selbst genossen.

„Also eine Müllerstochter?" fragte ich.

„Die Tochter eines Müllers," bestätigte Schmalz. „Nicht wahr, Freund, das ist abkühlend."

„Ich will kein Bad von ihm, sondern das Mädchen," erwiderte ich.

„Und doch bekämst Du eher das Bad," ergänzte Schmalz. —

„Ich sehe," sprach ich jetzt, „Du hast mir noch nicht Alles gesagt, — es steht noch Einiges aus."

„Ih, ganz richtig!" piepte Schmalz. „Das Mädchen ist nämlich verlobt und —"

„Verlobt?" wiederholte ich erblassend.

„Verlobt von Kind an," fuhr Schmalz mit gefühlloser Trockenheit fort. „Die Verlobte ihres Vetters, der sich in einer landwirthschaftlichen Schule einige Bildung erworben hat und von seiner Frau verlangen kann, daß sie nicht unter ihm stehe. Die junge „Meisterin Müller" hat dann Gelegenheit auf ihrem Pianoforte mit den Mühlgängen um die Wette zu klappern."

Mir ward wüst und weh zu Sinne. Die Vorstellung einer solchen Möglichkeit verwirrte mein Gehirn. Tief aufseufzend stand ich da.

„Und sie will ihn?" fragte ich dann.

„Ob sie ihn will? He? Meinst Du, unter diesen Leuten werde darnach gefragt, ob man auch liebe oder wolle? He? Sie wird wohl müssen."

„Müssen! Von Molochsarmen erdrückt! Sie! Allmächtiger Gott!" rief ich aus tiefstem, zerrissenem Herzen und schlug in jähem Schmerz die Hände vor die brennende Stirne.

Meine sanfte Walküre, in deren Erscheinung ich das so lange brach gelegene Empfinden und Lieben meines Gemüths verkörpert gefunden, in den Armen eines Anderen: der Gedanke hatte etwas Unfaßbares. In heißem Schmerzenskrampf mich windend, raffte ich mich jedoch wieder mannhaft auf und klammerte mich an die Hoffnung fest, daß es noch nicht zu spät, sie noch nicht die Gattin eines Andern sei. Verheißungsvoll rang sich der Gedanke in mir durch: sie werde sich keineswegs so willenlos hingeben. Als ich dem auch Ausdruck gab, zuckte jedoch Schmalz mit den Schultern.

„Es wird ihr nichts helfen," erwiderte er. „Auch die Vorsteherin des Pensionats scheint für sie zu fühlen, kann ihr aber nicht beistehen. Da sie ein scharfes Auge hat, mag ihr allerdings nicht entgangen sein, daß das Mädchen für ihren Verlobten nicht wie eine Braut empfindet. Meiner Frau hat sie anvertraut, man könne nicht genug Acht haben, um so junge unerfahrene Herzen vor Gefühlen zu bewahren, die sie nicht hegen sollen. Ein Blick auf der Straße genüge, um ihnen Wünsche einzuhauchen, die denen der Eltern entgegen stehen. So fürchte sie, daß auch Riekchen — so heißt das Mädchen — eine zarte, vielleicht sich selbst noch uneingestandene Neigung hege."

„Eine heimliche Liebe?" fragte ich aufflammend.

„Eine schüchterne, stille Neigung zu einem Manne, den sie kaum einige Mal gesehen und in welchem sie nun das Ideal männlicher Tugend und Schönheit erblickt."

Mein Selbstgefühl war wieder aufgewacht und wucherte üppig.

„So!" sagte ich selbstgefällig, indem ich meinen Bart streichelte und ihn mit beiden Händen auseinander theilte.

„Ja," fuhr Schmalz fort, „sie liebt einen hervorragenden jungen Mann von edler Sitte und ausgezeichneten Eigenschaften.."

„Nun also!" unterbrach ich ihn mit innerm Jauchzen.

Darüber sah er mich ganz verwundert an.

„Was stimmt Dich denn so froh, Schönbärtchen?" fragte er dann trocken. „Du hältst wohl gar Dich für diesen vortrefflichen, wohlgesitteten, schönen jungen Mann?"

Und nun lachte mir der Mensch hell in's Gesicht, während ich die Röthe fühlte, welche in demselben aufflammte. Es war eine jähe, aber verzehrende Gluth.

„Von Dir ist ja doch keine Rede," fuhr der Mensch erbarmungslos fort. „In der That lustig, — er hält sich für den ehr- und tugendsamen Jüngling, in den sich das reiche Riekchen verliebt hat. Hi, hi, hi, hi!"

Um mein glühendes Gesicht zu verbergen, hatte ich mich umgedreht und an das hohe Fenster gestellt. Während Schmalz immer noch fortkicherte, sah ich in das kleine Gärtchen, das sonnig vor meinem Atelier lag. Er schien sehr ergötzt. „Nußknacker, verdammter!" knirschte ich bei mir und überlegte, ob ich nicht ihn kurz angebunden hinausschmeißen solle, als er sich jetzt hinter mich stellte und mir väterlich seine Hand auf die Schulter legte.

„Also Freund, sei gescheidt und schlag Dir die Geschichte aus dem Sinn!" quiekte mir sein Stimmchen in's Ohr. „Gib die Thorheit auf. Was ist's? Eine Müllerstochter

heirathet einen Müller, das ist in der Ordnung der Dinge. Tritt also dem Mädchen nicht weiter in den Weg. Es hilft zu nichts und Du kompromittirst unnöthig Dich und sie. Sei vernünftig, Schönbärtchen! Mit Deinen Neigungen, Bedürfnissen und Gewohnheiten bindet man sich überhaupt schwer. Ich, bleibe ledig und allein, ein stolzer unabhängiger Junggeselle, der nach keiner Frau und ihren Launen zu fragen hat. — Hör einmal, willst Du morgen mit uns nach dem Saatwinkel?"

„Nein!" schrie ich, daß die Scheiben bebten, und bezähmte mit Mühe die Lust, hinten auszuschlagen und ihm seine Schindelbeine zu zerschmettern.

Förmlich verblüfft war er zurückgetreten. Dann sprach er noch über dieses und jenes, was sonst meine Theilnahme erregt hatte, stellte allerlei Fragen, auf welche er jedoch nur kalte, abweisende Antwort — und zuletzt gar keine mehr erhielt.

„Du bist in schlechter, ungeselliger Laune!" sagte er endlich, indem er mich verließ. — Innerlich vernichtet sank ich auf einen leeren Stuhl und legte den Kopf in die Hände.

IV.

Rasch will ich über eine Zeit hinweg eilen, da mir Alles trübe erschien. Es dauerte eine Weile, bis ich mich aus der bittersten aller Empfindungen aufzuraffen vermochte. Wenn jedoch Schmerz und Beschämung im Mannesgemüth zusammentreffen, so wird erfahrungsgemäß die Beschämung den Schmerz aufsaugen und dadurch zu einem ganz andern Gefühl erstarken — zum Trotze.

So war es wenigstens bei mir. Nicht aber wie der Sonnenstrahl durch Gewölk sich ringt, nein, wie der Blitz zuckte ein hoffnungsstarker Trost mir durch den Sinn: „Und Du bist es dennoch, den sie liebt: Vertraue nur Dir allein, und Du wirst sie gewinnen!" Zuvörderst richtete ich an Schmalz die Aufforderung, mir das Portrait Riekchens, oder wie sonst die junge Dame heiße, zurückzuschicken. Mit dem Bild kam die Antwort: Sie heiße allerdings Riekchen, schreibe sich jedoch Friederike Brandt und sei, wie man erfahren habe, heimberufen worden, angeblich wegen Erkrankung der Mutter, im Grunde wohl, weil der Herr Bräutigam die Verlobte lieber in der elterlichen Mühle sehe, als in der großen Stadt, wo so unerfahrene Gänschen sorgsamster Huth ungeachtet den Annäherungen leichtfertiger und unternehmender Zierbengels ausgesetzt seien. Im Begriff selbst abzureisen, knüpfte Schmalz noch die Mahnung an, in mich zu gehen und seinem Rath zu folgen.

Kaum war ich zu Ende, warf ich den Wisch in die Stubenecke, holte ihn jedoch nach einer Weile wieder fein säuberlich hervor, um den mitgetheilten Namen wiederholt zu lesen und nachzuschauen, ob die Zeilen nicht auch eine Andeutung über den Heimathsort Riekchens enthielten. Leider fand sich nichts hierüber, keine Silbe.

Riekchen Brandt war also fort, heim! — Heim! Wie vertraut, wie nahe klingt das! Und doch wie himmelweit, wie weltentfernt für mich, der ich ihre Heimath nicht kannte: Und wie, wo sollte ich mich darnach erkundigen? Bei Fräulein Lutz war ich gewiß, keine Auskunft zu erhalten. Im Gewürzkram zu ebener Erde erfuhr ich nur, was ich schon wußte, Namen, die ich schon kannte. So gab ich es auf, allda Gewürz einzukaufen, da kein Balsam für mein Gemüth sich darunter fand. In der aufsteigenden Hoffnung hatte ich alle Hindernisse, alle Schwierigkeiten vergessen, selbst die erste, daß ich ihren Aufenthaltsort nicht kannte. Um nichts unversucht zu lassen, gerieth ich auf einen Einfall, von welchem ich mir sichern Erfolg versprach. Ich verfaßte ein Schreiben

voll Ernst und Wärme, — es war ein heißer, überzeugender Liebesbrief. Diesen sandte ich durch meinen Dienstmann an das Pensionat unter dem Vorgeben, es sei eine rückständige Schuster-Rechnung für Fräulein Brandt. Der Mann hatte den Auftrag, sich nach dem Aufenthalt derselben zu erkundigen und ich zweifelte nicht, auf diese harmlose Art den Namen ihrer Heimath zu erfahren. Allein die kluge Vorsicht der Vorsteherin ging doch noch über meine Schlauheit. Sie hatte ihre bestimmten Zweifel über die Aechtheit der Rechnung, ließ sich den Ort keineswegs entschlüpfen, sondern das Schreiben einfach ausliefern. Jedenfalls verschaffte sie sich Gewißheit über die eigentliche Natur der Schusterrechnung, bevor sie dieselbe ohne Umstände der Adressatin einhändigte.

So schlug mir Alles fehl, — ich hatte noch andere Versuche mit demselben Erfolg gemacht. Und was ich noch ferner that, brachte mich keinen Schritt weiter. Wohl kannte ich ihren Namen, aber damit war mir nicht geholfen. Meine Verlegenheit, ja ich darf sagen meine Verzweiflung wuchs von Tag zu Tag. Der Sommer ging zur Neige, ich mußte einen Entschluß fassen. Es blieb nichts übrig, als in den heißen Tagen eine Stadt zu verlassen, die für mich den besten Reiz eingebüßt hatte. Die beschlossene Wanderung in's bayerische Hochland entsprach mir nicht mehr. Riekchen mußte aus der Mark sein, das war meine feste Ueberzeugung. Und auch die Mark, sagte ich mir, birgt geheime Naturreize in ihren Steppen. In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad! Wo lag der kühle Grund? Kurz, ich beschloß, der malerischen Poesie der Heimath, besonders ihrer Wassermühlen nachzugehen, — um ihre Windmühlen kümmerte ich mich nicht.

Wie Blondel einst mit der Harfe die Welt durchzog, alle Schlösser umschlich, um nach seinem königlichen Herrn zu forschen, so wanderte ich jetzt mit dem Skizzenbuch durch Steppen und Haiden, Wald- und Wiesengründe, an Seen, Flüssen und Bächen der Mark umher, um nach der entschwundenen Gebieterin meines Herzens zu fahnden. Und es war unter den bewandten Umständen das Klügste, was ich thun konnte. Denn allmälig gewann mir die entfremdete heimische Erde eine Theilnahme ab, die ich früher nicht empfunden, entwickelte auch in ihren kargen, einförmigen Ebenen da und dort Reize, die mir bis dahin entgangen waren. Die im Mittagslichte ruhenden Seen und Haiden enthüllten Schönheiten, die ich jetzt erst fühlte, im Abendlichte einen Zauber, der mich gefangen nahm.

Hierbei mied ich die besuchteren Gegenden, die buchengrünen Schluchten der märkischen Schweiz, umging die Müggelsberge mit ihrem See, ließ auch den Spreewald rechts und suchte die noch unausgetretenen Pfade in stilleren Gründen, an schleichendem Flusse auf, bald da, bald dort gefesselt von klappernder Mühle, in welche ich mit klopfendem Herzen trat, um einen Trunk Wasser zu begehren. Dies Wandern hatte seine ganz besondere Lust, der freilich mancher Tropfen Wermuth beigemischt war, wenn ich durch den Sand gluthheißer Föhrenwälder watend endlich von der Feldhöhe nach einer Mühle niederstieg, um nicht zu finden, wen ich suchte. Da waren ja Müllerstöchter genug, große und kleine, blonde und braune, mit schwarzen Augen und glasigten Kaninchenaugen. Und wenn mir jeder Tag Andere vorführte, nur sie nicht, so konnte ich doch vom nächsten Tag das Beste hoffen.

Allein der Herbst mit seinen unwirthlichen Tagen kam, und der eigentliche Zweck meiner Reise war verfehlt. Nur an malerischen Motiven brachte ich reiche Ausbeute

mit, und ich machte mich noch im frischen Eindruck über diese Vorwürfe. Mein Herzweh war indeß zwar nicht geheilt, doch gemildert. Nur war ich weit von der früheren Lebenslust entfernt, — meinen Bekannten ein Räthsel. Nur noch körperlich war ich bei ihnen, und das selten genug. Sonst allenthalben willkommen und gesucht, mied ich jetzt Gesellschaft, wo es nur anging. Einigen Trost fand ich in der Arbeit; meine märkischen Mühlenbilder machten in jenem Winter und Frühjahr Aufsehen. Doch war die Kunst nicht mehr im Stande, mir Alles zu sein; die Lücke im tiefsten Grund meiner Seele blieb unausgefüllt.

Noch immer hatte ich meine Hoffnung auf das Pensionat von Fräulein Lutz gesetzt, wo ich erfahren könne, was ich wünsche. Allein dasselbe hatte sich nach dem plötzlichen Tod der Vorsteherin aufgelöst, die nämlich an einer Fischgräthe erstickt war, was ich als eine Strafe ihrer Verstocktheit meiner Liebe gegenüber aufnahm. Das brachte mich jedoch nicht weiter, im Gegentheil ging die Spur, welcher ich noch folgen konnte, damit unter. Und ich ward noch finsterer gestimmt. Von der Ursache meiner Veränderung hat keiner meiner Bekannten auch nur ein Wort erfahren, und Schmalz, der sie durchschauen konnte, war zu kurzsichtig hierzu.

Von ihm hielt ich mich in jener Zeit geflissentlich fern. Es ging schon wieder gegen den Sommer los, als er eines Tags unversehens bei mir eintrat und trotz meines kühlen Empfangs sich mit aller Unbefangenheit in meinem Atelier umhertrieb. Indeß ich nicht von der Staffelei umsah, beguckte er zudringlich meine Entwürfe und fertigen oder halbfertigen Mühlenbilder, plapperte in gewohnter Weise, ohne sich durch mein kaltes Schweigen beirren zu lassen und pfiff endlich die Melodie zu: „In einem kühlen Grunde!" Drauf summte er herzbrechend: „Der Müller will mahlen, das Rädchen geht um!" und verstieg sich endlich zu dem Schnaderhüpfl: „Mein Schatz hat a Mühl!" Ich ließ ihn gewähren, bei mir überlegend, ob ich ihn nicht mit einem energischen Pinselstrich grün oder blau anstreichen solle, als er mir wieder die Hand auf die Schulter legte und fragte, ob ich wohl die „Hegler Mühle" neu illustrire. Unwirsch verneinte ich und fragte warum.

„Ich dachte so," sagte er. „Wenn übrigens all' die Mühlen hier zusammen klapperten . . ."

„Sie klappern nicht," fiel ich ein. „Hier plappert nur etwas, was . . ." was nicht herein gehört, wollte ich hinzusetzen, unterdrückte jedoch noch rechtzeitig die Unart. Und so fuhr er denn fort, mir in's Ohr zu quieken:

„Schon längst wollte ich Dich aufsuchen, Freund. Ich habe etwas Exquisites, höchst Passendes, wie geschaffen für Dich. Keine Gelehrte, nein, durchaus keine Gelehrte, doch voll Bildung und Gefühl, wie Du es liebst. Und häuslich, unbeschreiblich häuslich, in Kammer und Küche bewandert. Meine Frau rühmt besonders ihre Puddings und Mayonaisen — Deine Lieblingsspeisen, nicht?"

„Ich habe keine neue Köchin nöthig," sagte ich kalt abweisend.

„Davon ist auch nicht die Rede. Du erinnerst Dich wohl der interessanten jungen Waise des verstorbenen Geheimraths Grünitz. Die Blondine mit den weißen Wangen . . ."

„Und schwarzen Zähnen, ja!"

„Höchstens zwei sind schwarz, dagegen ihre Aussichten desto blendender," fuhr Schmalz fort. „Ihr Onkel, den sie beerbt, ist ein kranker Greis, der seiner Auflösung entgegen geht, hinterläßt aber ein schönes Gütchen mit Park und Windmühle."

„Ich will auf keiner Windmühle mahlen,“ sagte ich, mich ärgerlich zu ihm umkehrend.

„Aber, he?! auf einer Wassermühle!“ schrie er mich an, und dabei warf mir der alberne Mensch einen so verschmitzten Blick zu, daß ich, Aerger und Kummer vergessend, wieder einmal hell auflachte.

Hierauf befragte ich ihn ernsthaft nach der Heimath Riekchens. Er kannte sie nicht. Mit demselben Ernst bedeutete ich ihm dann, daß er sich nicht weiter bemühen möge; ich verzichte völlig auf seine Freundschaftsdienste nach irgend welcher Richtung hin. Ohne das übel zu nehmen, sprach er noch von Verschiedenem, unter anderm auch davon, daß er für diesen Sommer seinen Aufenthalt ebenfalls in der Mark zu nehmen gedenke.

„Ich werde in die Schweiz und von da nach Italien gehen,“ entgegnete ich.

Für jenen Augenblick hatte ich dies aus bloßem Widerspruch geäußert. Seitdem aber setzte sich der flüchtige Gedanke fester in mir. Ich war Fatalist geworden. Hatte ich mein Glück nicht in der Mark gefunden, so — wer weiß? Die Schicksalsfäden sind oft wunderlich gelegt. Ohnehin war es mir in der Hauptstadt zu eng geworden. Die Fragen über die allzumerkliche Veränderung meines Wesens fingen an drückend für mich zu werden, da ich keine Antworten darauf hatte. Und als die Zeit kam, bestieg ich eines regnerischen Sommermorgens im Anhalter Bahnhof den Frühzug nach Süden. In Halle wollte ich für einen Tag Halt machen, um die Saale-Ufer und den Petersberg zu beschauen, dann gemächlich durch Oberdeutschland weiter in die Schweiz, für den Winter nach Rom.

Das Wetter war am Tage meiner Abreise nicht einladend. An die Wagenfenster schlug der Regen; in den Föhrenwäldern, durch welche die Locomotive brauste, stürmte es, als ob das wilde Heer durch den Forst wüthe. Das Gewölk jagte niedrig über die Haide und schleppte seine von den Nadelkronen der Kiefern zerfetzten Nebelschleier durch Busch und Feld nach. Stundenlang beobachtete ich dies Getriebe mit solchem Eifer, daß ich meine Reisegesellschaft noch keinerlei Beachtung geschenkt hatte. Man stieg aus und wieder ein, und als wir bei Wittenberg über die angeschwollene Elbe rasselten, bemerkte ich erst, daß ich mit einem jungen Ehepaar, welches die gegenüberliegenden Ecken einnahm, nunmehr allein im Coupé saß. Der Herr — hellblond, mit wasserblauen Augen, die zärtlich an den schwarzen, feurigen seiner Gattin hingen — nahm jetzt eine Cigarre, was ich als eine Erlaubniß zum Rauchen auch für mich nahm. Der Zug hatte unterdeß die fruchtreichen Gefilde von Gräfenhainichen durcheilt, als der hellblonde Herr beim Anblick des Mildensteins an der Mulde seiner jungen Frau zurief:

„Ah, felsigtes Gebirg! Wir sind dem Süden schon näher, Elfriede.“

Elfriede erhob ihre kleine, runde Figur, um ihrem Herrn und Gemahl den Gefallen zu thun, das „felsigte Gebirg“ bei Bitterfeld zu bewundern.

Als jedoch die Mulde überschritten war und der Herr sich nach Feuer für seine Cigarre umsah, reichte ich ihm dienstwillig meine brennende und konnte nicht umhin, höflichst zu fragen, ob Frau Gemahlin je im Pensionat der verstorbenen Lutz —

„Freilich, mein Herr,“ fiel Elfriede nun selbst ein. „Und ich habe es dem Herrn Maler Schönbart heute noch nicht vergessen, daß er mich damals fast in den Halensee fallen ließ und sich nur um Riekchen Brandt kümmerte.“

Ich glaube, die Thränen traten mir in die Augen, als Elfriede, mich ihrem Manne vorstellend, hierauf lächelnd fortfuhr:

„Sie haben es damit meinem lieben Riekchen ein für alle Mal angethan, — wenn man dergleichen auch Herrn der Schöpfung verrathen darf. Nun wird sie sich wohl auch schon getröstet haben und verheirathet sein."

„Das verhüte Gott!" rief ich mit so aufrichtigem und ernstem Gesicht, daß sie mich darüber verwundert ansah.

Der Augenblick war kostbar. In Kurzem mußten wir in Halle sein, uns trennen, — die versäumte Minute nie wieder einzubringen. Der Gedanke, daß Riekchen wirklich verheirathet sei, zuckte mir mit all' seiner Bitterkeit durch das Herz. Allein er konnte nicht aufkommen; die Aeußerung Elfriedens machte neue Hoffnung in mir aufblühen. Alle falsche Scham fahren lassend, legte ich hastig ein leidenschaftliches Bekenntniß meiner Liebe und meiner vergeblichen Bemühungen ab, Riekchen wieder aufzufinden. Jetzt erfuhr ich, daß deren heimathliche Mühle allerdings in der Mark liege und zwar bei Lippenwalde, — so will ich die kleine Landstadt nennen, deren Umgebung ich auf meinen Streifereien bisher zur Seite gelassen hatte. Sofort wollte ich hin. Ach, daß ich nicht rufen konnte: „Kutscher, kehr um!"

Was ich noch sonst durch die junge Frau von der Geliebten vernahm, steigerte nur meine Ungeduld. Endlich, endlich fuhren wir in den Bahnhof zu Halle ein.

„Gruß an Riekchen, und sie möge so glücklich werden, als ich es bin!" rief Elfriede zum Abschied, als ich ihrem wackern Gemahl die Hand geschüttelt und ihr selbst nochmals die Hand geküßt hatte.

Dann riß ich den Schlag auf und stürmte hinaus an den Schalter.

„Billet zweiter Klasse nach Berlin zurück!" schrie ich, daß die Umstehenden mich sonderbar anstarrten.

„Geht erst ein Uhr vierzig," sagte der Cassirer. „Also Geduld, mein Herr!" — Geduld, welches alberne Wort! Geduld für mich auf drei volle Stunden Wartens! Gott im Himmel! Gab es denn keine andere Gelegenheit? Auf dem Telegraphendraht konnte man damals so wenig als heute befördert werden. Und auf der Mühle bei Lippenwalde wurde vielleicht gerade heute eine traurige Hochzeit gefeiert, während ich neben mein Gepäck gebannt im Wartesaal zu Halle saß oder mit fliegenden Schritten und Gedanken die Länge des Perrons und den mir noch bevorstehenden weiten Weg maß.

Endlich ging es wieder nach Norden — im Lotterzug. Doch behauptete der Zugführer, an den ich mich wegen meines Gepäckes wandte, wir seien um eine halbe Stunde zu früh daran. In der That kamen wir vor der bestimmten Zeit in Berlin an. Rasch war ich in einer Droschke; der Thaler, den ich vor den Augen des Kutschers blinken ließ, that seine Wirkung; im Flug ging es nach einem Bahnhof auf der entgegengesetzten Seite der Hauptstadt; und eben war ich mit meiner Reisetasche in ein Coupé geschlüpft, als das Dampfroß mich bereits davon trug in andere Gegenden der heimischen Mark, zu deren endloser Ebene der rauchende und pfeifende Wagenzug die passende Staffage bildet.

Es war Abend, als ich auf der Station anlangte, von welcher Lippenwalde noch etwa eine Meile landeinwärts liegt. Der Postomnibus, dem ich meine Reisetasche übergab, fuhr erst in einer halben Stunde ab. Da sich das Wetter ein wenig aufgehellt hatte und die dem Horizont zugeneigte Sonne noch einige warme Strahlen über das Gefilde warf, drängte mich die Ungeduld auf einem Fußweg weiter, den ich mir bezeichnen ließ. Der Gang über das erfrischte Feld that meinen Gliedern noth, die ich jetzt nicht dem gelben Rumpelkasten anvertrauen mochte, welcher den Verkehr mit Lippenwalde besorgt. Leicht

dahin schreitend, hatte ich die vor mir liegende bewaldete Haide noch nicht erreicht, als der Wind wieder heftiger durch Wachholder und Ginster sauste, der Himmel sich auf's Neue überzog und ein tüchtiger Regenschauer mich bis auf die Haut durchnäßte. Zwar ging das unholde Wetter bald vorüber. Allein der Weg war jetzt durchweicht und erschwerte mir das Gehen, der Wind blies durch die Föhren mir gerade entgegen, und obgleich es noch hell war, stand doch die Nacht nicht mehr fern. Der Gedanke an eine Verirrung hatte nichts Tröstliches. Wie angenehm und erfreulich klang mir jetzt das dumpfe Gebell eines Hundes in's Ohr, da er eine menschliche Wohnung ankündigte. Aus dem Walde tretend, gelangte ich denn auch bald an den hohen, abfallenden Rand, welchen einzelne vom Sturm zerzauste und gebeugte Birken krönten; und ich sah in eine tiefer liegende Landschaft, deren Anblick mich eine Weile an die Stelle fesselte.

Es war ein busch- und wiesenreicher Grund, hüben und drüben von Getreidefeldern umfaßt, die sich bis zur Höhe heranzogen und an einigen Stellen fast die kleinen Seen berührten, welche da unten hell und blau im grünen Rahmen lagen und durch einen lichten Wasserfaden mit einander verbunden waren. Hinter der dunkeln Baumwand des Sees rechts deutete eine emporsteigende Thurmspitze die Lage eines Dorfes an. Bedeutend näher, da wo das Buchengehölz bis zum mittleren See vorsprang, lag an dessen Ausfluß, halb im Erlenbusch versteckt, eine Mühle, wie ich sie schon öfter im Lande gesehen, — hell angestrichenes Fachwerk, braunes Gebälke, darüber ein hohes, am Giebel abgestumpftes Dach. Da unten nun rauschte, klapperte, schlotterte es; dazwischen bellte der angekettete Mühlenhund: Alles vertraute Klänge. Und dennoch klopfte mir auch diesmal wieder das Herz so bänglich, als ich mit den vom letzten Regen gefüllten Wasserrinnen den ausgehöhlten Sandweg hinunter eilte.

Ueber die Wiesen, am Gartenzaun entlang vor das Hofthor gelangt, faßte mein Ohr Klavierspiel, eines der „Lieder ohne Worte" auf, das aus den obern Fenstern des Wohnhauses klang. Einen Moment hielt ich an. Innen raste indeß der Hofhund, würgte sich an seiner Kette und schnappte, als ich endlich gefaßt eintrat, mit heiserm Rachen und heraushängender Zunge so gierig nach mir, daß ich die Hand unwillkürlich an den Revolver in der Brusttasche legte, im Falle das Unthier sich losrisse.

Der Hofraum war trotz des kothigen Wetters reinlich und in Ordnung. Mägde mit Milchkübeln eilten über denselben. Das Hausgeflügel pickte noch die Körner unter einem mit Getreidesäcken beladenen Wagen auf, bevor es die Ställe suchte. Weiterhin führte ein Mühlenjunge ein gesatteltes Reitpferd vor dem Stallgebäude hin und her. Mitten im Hofe aber stand eine Gruppe von drei Männern bei einem auf der Erde liegenden abgesägten Baumstamm, unter welchem eine Kette durchgezogen war.

Der ältere dieses Kleeblatts war wohl der Meister Müller selbst, ein starker stattlicher Mann mit breiten Schultern und selbstbewußter Haltung. Auf den derben, doch charaktervollen Zügen lag der bäuerisch hochmüthige Ausdruck, mit welchem er meine Erscheinung schon aus einiger Entfernung maß. Auf dem ergrauten Haar saß das von Mehlstaub angeflogene Hauskäppchen, das zu lüpfen er selten wohl der Mühe werth fand.

Der junge Mann neben ihm war kleiner, schmächtiger, doch sehnig gebaut, bräunlich, mit einem verständigen, ja intelligenten Gesicht, bartlos wie die beiden andern und gleich dem Meister in graublaues Tuch, jedoch mit gefälligerem, städtischen Schnitt gekleidet. Er trug enganliegende Reitstiefel mit Sporen und eine Reitpeitsche in der Hand; Alles in Allem eine ziemlich einnehmende Erscheinung.

Dagegen war der dritte Mann das Muster eines vierschrötigen, grobknochigen märkischen Bauers mit hervorquellenden Augen und vorspringendem gewaltigem Mundwerk, in das er fortwährend riesige Stücke Butterbrods schob, — in seinem weiß bestaubten Leinwandkittel ein wahrer Hüne. Vorn und hinten war sein kurzgeschornes Haupthaar etwas länger und fiel dachartig über Nacken und Stirne, so daß es letztere völlig verdeckte, was ihm ein fürchterlich dummes Aussehen verlieh. Aus seinem kauenden Munde, der wie eine Dampfmaschine arbeitete, kam nur dann und wann ein faules „Ja!“ oder „Nee!“ Und seine Fäuste, seine klobigen Finger! Als Halskette möchte ich sie keine Sekunde lang tragen, dachte ich bei mir.

Diese drei Männer standen also sich besprechend beisammen, als ich hinzu trat. Der ältere maß mich von Kopf bis zu Fuß und schien fragen zu wollen, was solch' ein Vagabund hier suche. In der That machte meine Erscheinung, nach der tagelangen Eisenbahnfahrt und dem Marsche im Regen auf kothigen Wegen, nicht viel Empfehlendes haben. Dazu war meine langhaarige Reisejoppe durchweicht, mein breitkrämpiger Filzhut aus aller Form. Auf meine Frage, ob ich nicht einen Trunk Wasser haben könne, nickte der Müller brummend nach dem laufenden Brunnen hin, während der junge Mann zum offenen Küchenfenster ging und ein Glas herauslangte, das er mir anbot. Der Müller deutete mit einer Geberde an, daß man mit hergelaufenem Volk nicht so viel Umstände mache und rief hierauf seinem getreuen Knecht Hanns Jochen zu. Dieser — der vierschrötige, mehlweiße Hüne nämlich — schob sein mächtiges Butterbrod in's Maul und faßte nun die Kette mit so gewaltigem Ruck, daß der Baumstamm mehrere Schritte weiter rollte.

Indessen sah ich nach den Fenstern empor, aus welchen noch immer das Klavier tönte, gab mit Dank den Becher zurück und fragte so beiläufig nach dem Namen der Mühle. Zuvorkommend antwortete der junge Mann, es sei die Buschmühle, erhielt aber darauf von dem Müller einen Wink, sich auf keine weitere Auskunft mehr einzulassen. Als ich nun dessenungeachtet und eben so unbefangen mich erkundigte, wie der Besitzer heiße, fiel der Meister mit einem Seitenblick kurz abfertigend ein:

„Buschmüller. — Will man etwas von ihm?“

Ich verneinte gelassen, und der Müller meinte mit einer sprechenden Schwenkung des Kopfes nach dem Hofthore hin, daß ich mich nun empfehlen könne.

„Ist es noch weit nach Lippenwalde?“ fragte ich mit den Augen an den Fenstern oben.

„Weit? J ja, für Einen, der stehen bleibt und Maulaffen feil hält,“ erwiderte der Müller zur Lust seines Knechtes Hanns Jochen, der vergnüglich grinste. „Wenn Er sich aber schleunig von dannen macht, kann Er bald drüben sein in Lippenwalde. Grüß' Er mir die Leute dorten.“

Da in demselben Augenblick das Klavierspiel aufhörte und gleichzeitig ein ältliches, bleiches Frauengesicht am Fenster sich zeigte, hatte ich meiner Meinung nach nichts weiter hier zu suchen, nahm mir die Mahnung des Müllers zu Herzen und empfahl mich. Hatte ich doch auch keine Zeit mehr zu verlieren, da wieder Regen drohte, die Nacht einbrach und ich mich nicht von der Dunkelheit auf unbekannten Pfaden überraschen lassen wollte.

Als ich auf der Brücke hinter der Mühle mich nochmals umsah, war es mir, als sähen jetzt zwischen den Gardinen des oberen Stocks zwei Frauenköpfe mir nach. Doch konnte dies auch Täuschung sein; ich aber durfte nicht länger hinter mich schauen und verweilen. Auskunft mußte mir in Lippenwalde ja ohnehin werden, wo ich Riekchen Brandt zu

suchen habe. Indeß verließ ich mit Bedacht die seither eingehaltene Richtung und folgte einem Feldweg nach der Landstraße zu, welche ich auch endlich nach einem ermüdenden Marsch bei tüchtigem Regen erreichte. Kaum war ich einige hundert Schritte auf derselben weiter gewandert, knallte hinter mir eine Peitsche und ein Wagen schwankte und rasselte heran, den die zwei Postklepper mühsam schleppten. Unter solchen Umständen, bei einbrechender Nacht und unfreundlichem Wetter, war mir der Postomnibus eine willkommene Erscheinung. Ein Platz am hintern Fenster war noch leer. Nach einer flüchtigen Musterung der sehr gewöhnlichen Reisegesellschaft, schaute ich nun hinaus in die ergraute Landschaft. Durch den Regenflor glomm noch am äußersten Horizont ein abendlicher Gluthstreif. Sonst lag bleierne Dämmerung über dem Lande. Bald war nichts mehr zu unterscheiden, als ein dunkler, quer über das Feld jagender Schatten, der hinter uns in die Straße einlenkte, auf derselben näher kam und dann — als einsamer Reiter erkannt — an uns vorüber in die Nacht hinein sprengte. Wir aber fuhren langsam weiter. —

Alles nimmt zuletzt ein Ende. Und als der Wagen polternd durch ein Stadtthor rasselte, auf grobem Pflaster mir fast die Seele aus dem Leibe schaukelte, rechts und links trübe beleuchtete Fenster auftauchten und dann die Pferde mit einem plötzlichen Ruck anhielten, waren auch wir am Ziele dieser Fahrt, vor dem Gasthof zur Post in Lippenwalde angelangt. Der Rosselenker lieferte dem Hausknecht meine Reisetasche ab und man geleitete mich in's Gastzimmer, wo die Auserwählten des Städtchens am Honoratiorentisch, aus Pfeifen rauchend, ihr Ansehen in Lippenwalde bei Bier und Tabaksdampf behaglich genossen. Erschöpft von den Mühen und Aufregungen des Tags kümmerte ich mich übrigens wenig um meine Umgebung. Selbst der würdige Herr, der mit der Pfeife im Munde die Dielen des Zimmers mißt, mir zu meinem Sauerbraten höflichst guten Appetit wünscht und wie ein Pastor aussieht, was er auch ist, kann meine Theilnahme nicht mehr durch seine fraglustige Miene erwecken. Er hat in mir, wie es scheint, den Künstler entdeckt und ergreift irgend welchen Anlaß, um mir mitzutheilen, daß gegenwärtig beim „Herrn Grafen" in der Nachbarschaft ebenfalls ein Maler aus der Hauptstadt weile. Da mich jedoch die Müller in der Gegend mehr interessiren, bringe ich durch eine anscheinend gleichgültige Frage heraus, daß allerdings einer Namens Brandt in der Nähe wohne; hierauf komme ich auch behutsam und ohne mich zu verrathen dahinter, daß wenigstens in neuerer Zeit keine Hochzeit bei dem Müller gefeiert worden sei.

So viel genügte mir für heute; ich verlangte nach meinem Zimmer. Für den Pfarrherrn war die kurze Unterhaltung hinreichend, um mir nun mit freundschaftlichstem Händedruck eine ruhsame Nacht zu wünschen. Durch den langen Flur, Stufe auf Stufe ab nach meiner Stube geführt, versank ich bald in ruhigen Schlaf. Ich kämpfte mit dem losgerissenen Mühlenhund, der mit Hanns Jochens Gesicht mir an der Kehle lag und mich verschlingen wollte wie ein Butterbrod. Darüber aufwachend, hörte ich Lärm im Hofe, klirrenden Aufschlag von Pferdehufen, dazwischen Hin- und Herreden, während die Decke meines Zimmers in einem Feuerschein aufflammte. Als ich hastig an das Fenster sprang und es aufriß, gewahrte ich jedoch, daß der Feuerschein von einer friedlichen Stallaterne herrührte, mit welcher der Hausknecht einem jungen Manne zum Besteigen eines Pferdes leuchtete. Zugleich sprach eine Mädchenstimme unten:

„Sie wollen also noch in der Nacht zurückreiten, Herr Lind? Treibt sich denn wirklich jetzt so gefährliches Gesindel in der Gegend umher?"

„Hanns Jochen sagt es!“ war die lachende Antwort des Reiters mit einer Stimme, die ich heute schon in der Buschmühle gehört hatte.

„Da muß es wohl wahr sein,“ versetzte die Mädchenstimme. „Nun, so kommen Sie glücklich heim und grüßen Sie mir Riekchen schön.“

Riekchen? War etwa dennoch die Buschmühle Riekchens Heimath?

„Und wollen Sie nicht von mir —“ sprach jetzt der Reiter mit gedämpfter Stimme sich vom Pferde nach einem Fenster unter mir beugend — „auch Fräulein Sophie grüßen?“

„Gewiß. Also gute Nacht, Herr Lind.“

Im nächsten Augenblick spürte das Roß den Sporn, trappelte lebhaft durch die Thorfahrt auf die Marktgasse des Städtchens hinaus, wo sein Hufschlag erst in der Nacht verhallte, als ich mich wieder gedankenvoll und ermüdet auf das Ohr gelegt hatte.

(Schluß folgt).

Epigramme.

Von Hugo Littauer.

Menschen und Bücher.

Es trügen glatte Außenseiten
Bei Büchern grade, wie bei Leuten.
Ein guter Mensch, ein gutes Buch
Ist ohne Goldschnitt gut genug.

Denkspruch.

Auch im schönen Monat Mai
Hat es schon gehagelt,
Auch der allerklügste Kopf
Ist einmal vernagelt.

Vanitas vanitatum.

Aus Wellenschaum steigt Venus auf
Mit lächelnden Geberden;
Vom Wasser kommt die Schönheit und
Zu Wasser muß sie werden.

An einen Verliebten.

Dein redefaules Lieb nennst du
Ein holdes Räthsel, Freund;
Ich geb' dir Recht und sag' hinzu,
Daß es einsilbig scheint.

An einen Dichterling.

Zwei Fehler hat dein Sinngedicht,
Sonst ginge es wohl hin:
Zum ersten ist es kein Gedicht,
Und zweitens fehlt der Sinn.

An eine Wankelmüthige.

Die Liebe dein, o Kunigunde,
Gleicht einer Zuckererbse, die
Du eine Weile führst im Munde,
Bis sie vergeht, du weißt nicht wie.

An einen Pantoffelhelden.

Du bist ein weiser, weiser Mann, indeß
Dein Weib, so sagt man, führt Dich an der Strippe;
Fehlt dir auch Manches noch zum Sokrates,
So fehlt dir mindestens nicht die Xantippe.

Die Ehemänner.

Ein schönes Weib strahlt wie ein Licht, —
Macht euch die Lehr' zu Nutzen,
Und seid stets eingedenk der Pflicht,
Es sorgsam auszuputzen.

Trost.

Stutzer: Fast kratzte mir die Augen aus
Marie, das schöne Kind.
Freund: Daß sie dich lieb hat, folg're draus;
Denn Liebe macht ja blind.

Wie's gemacht wird.

„Einen solchen Mann wie mich,
Freunde, könnt ihr lange suchen,"
Sprach der Bankdirektor Schlich.
Er sprach wahr, vergebens fluchen
Sie ihm nach, die er geprellt,
Um das anvertraute Geld —
Schlich, der in der neuen Welt —
Den kann man jetzt lange suchen.

Grabschrift.

Der Schwätzer Hieronymus
Ruht unter diesem Stein,
Der ew'gen Seligkeit Genuß
Kann nimmer ihn erfreu'n;
Denn daß er fortan schweigen muß,
Ist für ihn Höllenpein.

An einen Theater-Recensenten.

Nie laß' ich mich vom Schein bestechen
Ruft Box, der Komödianten Graus.
Freund Box, ich will nicht widersprechen,
Doch Kassenscheine nimmst du aus.

Freiligrath.

Von Johannes Scherr.

Wieder einer der Kampfgenossen und Freunde dahin, mit welchen man sich in allem Guten und Besten verbunden wußte und eins fühlte! In der Nacht vom 17. auf den 18. März ist zu Kannstadt in Schwaben Ferdinand Freiligrath gestorben, bevor er sein 66. Lebensjahr vollendet hatte. Sein Tagewerk war gethan, die Früchte desselben werden bleiben. Die Sorgen seiner Tage, die Schmerzen seiner Nächte sind vorüber. Sanft und sachte zu brechen war dem kranken Dichterherz gegönnt. Sei dem Sohne der rothen Erde die Heimaterde Schubarts, Schillers und Uhlands eine weiche, pietätvoll gepflegte Ruhestätte!

Zur Stunde, wo ich die Trauerbotschaft empfing, ward in mir jäh die Erinnerung an jene wach, wo mein Auge zum erstenmal dem Namen Freiligrath begegnet war und ich den ersten Eindruck von seinem Dichten empfangen hatte. Das ist lange her. In dem bescheidenen Lesezimmer der „Museumsgesellschaft" von Schwäbisch-Gmünd durchblätterte ich den neuesten Jahrgang vom „Morgenblatt" und fand darin mehrere jener Ausströmungen einer glühenden Phantasie, mittels welcher der junge Dichter zuerst die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen ansprach und alsobald auch packte und festhielt. Ich war dannzumal viel zu jung und naiv, mir irgendwie erklären zu können oder auch nur zu wollen, worin denn das Packende dieser Gedichte bestände; aber ich weiß noch ganz gut, daß sie mir eine Empfindung erregten ganz ähnlich der, welche ich gehabt, als ich am Morgen desselben Tages in der alten Kathedrale der Stadt umhergegangen war und lange vor einem Prachtfenster gestanden hatte, dessen Glasmalereien, von der Frühsonne angeglüht, in hellem Farbenfeuer brannten und leuchteten. Auch der Freude gedenk' ich noch, welche ich hatte, als ich etliche Jahre später die erste Sammlung der „Gedichte von Ferdinand Freiligrath" als so eben erschienen in einem tübinger Buchladen ausgestellt sah. Ich — ein Student, dem die Mittel sehr knapp zugemessen waren — bin sicherlich mit unter den Ersten gewesen, welche das Buch kauften. Es liegt vor mir, indem ich dieses schreibe, zerlesen und vergilbt; aber mir ist, als käme daraus ein Hauch und Duft von längstverklungenen Tagen, die goldene Erinnerung an Stunden der Begeisterung, Bewunderung und Hingebung, wie doch nur die Jugend sie bringt und gibt.

Nun flammt allerdings in jungen Gemüthern auch manches Strohfeuer auf, das so schnell erlischt, wie es angegangen war. Wo aber das ungestüme Gelodер jugendlichen Enthusiasmus zur stätigen Flamme ausdauernder Sympathie sich läutert, da ist der Beweis erbracht, daß jener einem echten und würdigen Gegenstande gegolten. Ich gestehe gern und freudig, daß, was ich über Freiligrath sagen will, von solcher Sympathie getragen ist. Es gibt ja in unsern Tagen der Neidhämmel genug, welche dem quälenden Gefühle der eigenen Impotenz Linderung verschaffen zu können wähnen dadurch, daß sie an anderen alles das bemängeln und benörgeln, was sie selber gerne thun und vollbringen möchten. Was mich angeht, so halt' ich mich auch heute wieder an Göthe's Ausspruch: „Wenn man von Dichtungen, wie von Handlungen, nicht mit einer

gewissen liebevollen Theilnahme spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth ist. Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt" ......

Die deutsche Poesie hat, ihre neuere und neueste Entwickelung angesehen, ihr Bestes in der lyrischen Form vollbracht. Nur darf hierbei der Begriff „Lyrik" selbstverständlich nicht enge, sondern er muß möglich weit gefaßt werden, so daß ihm auch lyrisch-epische, lyrisch-beschreibende und lyrisch-didaktische Hervorbringungen unterstellt werden können. Uhland, Kerner, Rückert, Chamisso und Eichendorff hatten die lyrischen Stimmungen und Weisen der Romantik zur höchsten Vollendung geführt, — Uhland, Chamisso und Rückert, jeder in seiner Weise, mit Hinüberleitung ins Moderne. Auch Heine's Lyrik wurzelte noch in der Romantik, ist aber bekanntlich zur keckſten Modernität ausgewachsen. Neben ihm erscheinen als Hauptträger der deutschen Lyrik, wie sie etwa vom Jahre 1830 an sich entfaltete, Platen, Schefer, Lenau, Grün, Möricke, Mosen, Freiligrath und Geibel. Man braucht nur diese Namen anzusehen, um sich ein deutliches Bild von der Fülle und Vielgestaltigkeit machen zu können, welche die lyrische Kunst der Deutschen seit etlichen vierzig Jahren erreicht und gewonnen hat. Auf diesen erstaunlichen Reichthum sind solche zu verweisen, welche mit der anmaßlich schulmeisterlichen Grämlichkeit eines Gervinus in der deutschen Literaturgeschichte da, wo das Zeitalter unserer Klassik und Romantik aufhört, einen Endstrich machen möchten. Um die Unbefugtheit solcher Endstrichmacherei völlig klarzustellen, muß man noch in Betracht ziehen, daß der lyrische Ton doch der eigentliche Grundton unserer Dichtung von Anfang bis heute gewesen ist. Darin liegt auch einer der Gründe, vielleicht sogar der Hauptgrund, warum das Theatralische — nicht im schlechten, sondern im guten Sinne gemeint — als die schwächste Seite unserer Literatur sich darstellt.

Die Zahl der vorhin namhaft gemachten Lyriker könnte nicht unbeträchtlich vermehrt werden, denn es sind ja mit und nach den genannten noch andere aufgetreten, welche bei der Nation ein offenes Ohr und mehr oder weniger verdienten Beifall gefunden haben. Hier jedoch handelt es sich nur um typische Erscheinungen unserer neueren Lyrik und unter diesen ist Freiligrath fraglos eine vortretende.

Denn er brachte und gab wesentlich Neues und zwar in eigenartiger Form. Er bereicherte das deutsche Binnenleben mit jenen farbensatten Anschauungen, welche er als poetischer Weltumsegler und Urwaldpfadfinder gesammelt hatte. Er erweiterte unsern dichterischen Horizont, indem er denselben an die Meere, in die Tropenländer, in die Wüsten Afrika's und in die Savannen Amerika's hinausrückte und mit einem Realismus, in welchem nur der gleichzeitig aufgetretene Sealsfield-Postl mit ihm zu wetteifern vermochte, das fremde Natur-, Thier- und Menschenleben schilderte. Oft nur mit etlichen, aber von Energie vibrirenden Pinselstrichen wirft er so ein Bild hin, dessen Konturen und Kolorit sich unverwischbar unserer Vorstellung einprägen, einätzen. Dann wieder führt er in großem Stil und sorgfältiger Detailbehandlung ein Meer- oder Wüstengemälde aus, dessen Gesammtwirkung eine so packende, daß wir das Dargestellte nicht nur leibhaftig mitschauen, sondern auch mitleben. Meisterstücke dieser Art sind „Die Schiffe" und „Mirage". Auch das erschütternde Nachtstück „Das Hospitalschiff" möchte ich hierher stellen.

Diese und andere ähnliche seiner Dichtungen bringen den vollen Beweis, wie mächtig in Freiligrath die Grundkraft alles Dichtens pulsirte, die schauende und schaffende Phantasie. Allerdings gehört ein guter Theil seiner Schöpfungen — und zwar seiner glänzendsten — der beschreibenden Poesie an, welche bekanntlich im „Regulbuch" der Aesthetik nicht sehr hoch gewerthet wird. Aber es kommt eben darauf an, wie man beschreibt. Der „Childe Harold" gehört ja, formal angesehen, ebenfalls der beschreibenden Poesie an und ist doch ein Stolz der europäischen Literatur. Wer wird schulgelehrtdumm genug sein, behaupten zu wollen, Freiligraths Phantasiestücke „Gesicht des Reisenden", „Löwenritt", „An das Meer", „Fieber" u. a. m. seien keine Gedichte, weil sie „beschreiben"? Uebrigens vertieft und potenzirt sich bei unserem Dichter die Beschreibung überall zu dramatischer Gestaltung. Schon in seinen Naturgemälden, noch

mehr aber dann, wann er sein auf historische Vorkommnisse gerichtetes inneres Schauen zu Bildern herausgestaltet, wie sie auf dem plattgetretenen Balladen- und Romanzenwege nicht zu finden sind. Solche eigenartig-freiligrath'sche Historien sind „Die Geusenwacht", „Der Bivouac", „Der Schwertfeger von Damaskus", „Der Scheik vom Sinai" „Ein Lied Memnons" und „Anno domini". Das letztgenannte Weltuntergangsgedicht muß als eine Vision von wahrhaft apokalyptischer Mächtigkeit anerkannt werden. Nicht weniger originell im Wurf und in der Form ist die „Kreuzigung". Mühsamen Ganges, wie niedergedrückt durch das weltgeschichtliche Verhängniß, welches zu jener Stunde über Golgatha hing, schreitet die Handlung vorwärts, bis sich schließlich der germanische Legionär in den erwürfelten Mantel Christi hüllt. Es ist kecker Landsknechtston und doch zugleich etwas wie fromme Scheu und ein wunderbarer Zukunftsinstinkt in den springenden Gegensätzen dieser mit Rembrandtsfarben gemalten Scene. Ich meine, aus diesem Gedicht athmet jenes „Menschengeschick Bezwingende", was Göthe der echten Poesie zumuthet und nachrühmt. Der Gedanke ist groß und wuchtig zur poetischen Erscheinung gebracht. Geibel hat später denselben Gedanken, die Vorahnung der welthistorischen Mission des Germanenthums als Träger der christlichen Idee, wieder aufgenommen und zu einem seiner gehaltvollsten und formschönsten Gedichte („Der Tod des Tiberius") gestaltet.

Es ist dem Dichten Freiligraths augenscheinlich sehr zu gute gekommen, daß er aus der stockigen Luft heimischer Philisterei, wie sie zu Anfang der 30er Jahre in Deutschland — auch das akademische keineswegs ausgenommen — überall grassirte, frühzeitig in die Fremde hinausmußte. Auch seine kaufmännische Laufbahn ist ihm durchaus nicht zum Schaden, sondern bei der Richtung seines Talents zu entschiedenem Vortheil ausgeschlagen. Keine Spur von Studirstubenluft in seinen Dichtungen, sondern allenthalben der frische und kräftige Hauch des Lebens. Die Erklärung seiner großen Erfolge liegt aber doch darin, daß dieser Dichter-Kosmopolit seinen fremdartigen Stoffen die deutsche Seele zu geben verstand. Mittels dieser Beseelung hat er die Beschreibung in die Sphäre der Lyrik zu erheben vermocht. Die Deutschheit — natürlich nicht im jetzo modischen Sinne als patentirter und officieller Reichspatriotismus gemeint, sondern idealisch gefaßt — die Deutschheit war die eigentliche Stimmung von Freiligraths Poesie, welcher es darum auch übel zu Gesichte stand, wenn sie diese Stimmung gewaltsam verleugnen wollte. Sie verirrte sich dann leicht in die Region hyperromantischer Graßheiten, wie die beiden zwar vielbewunderten, aber weit mehr französischen als deutschen Gedichte „Der Reiter" und „Bei Grabbe's Tod" unerquicklich aufzeigen. Wo dagegen Freiligrath der eigenen Intuition und Inspiration ganz sich überließ, war ihm die Muse hold und gegenwärtig wie nicht bald Einem. So seelenvolle Lieder wie das „O, lieb', so lang du lieben kannst" — sind überhaupt nur wenige auf Erden gedichtet worden. Höchst stimmungsvoll sind auch „Die Auswanderer", sowie „Der Tod des Führers" und der Cyklus vom „Ausgewanderten Dichter". Unter den größeren Schöpfungen Freiligraths ist diese das Juwel. Eins der deutschesten Gedichte, die es gibt. Germanischer Freiheitstrotz und deutsche Gemüthsweichheit, Europamüdigkeit und Heimweh, das Seelenleben eines Poeten und die wildphantastischen Vorfallenheiten des Kampfes ums Dasein im Urwald und auf der Prairie sind darin zu einer Bilderreihe verwoben, über welcher der echte Silberschimmer der Elegik flimmert.

Von frühan hat sich in Freiligrath mit der Genialität eigener Hervorbringung die Kunst der poetischen Dolmetschung innig verbunden. Er steht mit in der Vorderreihe unserer Uebersetzungskünstler. Was er aus den Dichtungen von Lamartine, Hugo, Musset, Barbier, Manzoni, Burns, Moore, Scott, Southey, Coleridge, Hood, Hemans, Tennyson, Longfellow und anderen vordeutschte, ist uns wirklich nahegebracht, substanziell und formell der deutschen Literatur so recht angeeignet worden. Wahrhaft erstaunlich ist die Vielseitigkeit seiner Empfänglichkeit und seiner Wiedergebungsfähigkeit. Poetische Klangfarben von solchem Abstand, wie z. B. der zwischen Hugo und Hood oder zwischen Moore und Musset ist, hat unser Meister-Dolmetsch mit geradezu wunderbarer Sicherheit getroffen. Freiligraths Verdeutschungen von Lamartine's „Marseillaise

de la paix“, Hugo's „A la colonne“, Burns' „Is there, fore honest poverty“, Moore's „Irish melodies“, Hood's „Song of the shirt“, Coleridge's „Ancient mariner“, Tennyson's „Mariana“, „Godiva“ und „Locksley Hall“, Longfellow's „Song of Hiawatha“ und Hemans' „Forest sanctuary“ sind ebenso viele Meisterstücke der Uebersetzungskunst. Noch zuletzt hat sich Freiligrath um die Einbürgerung des wildoriginellen kalifornischen Poeten Bret Harte in Deutschland bemüht. Es liegt, wie mir scheint, in diesem Dolmetschungseifer unseres Dichters ein neuer schöner Beweis von der alten Universalität des deutschen Geistes, sowie auch ein gut Stück von edler Selbstverleugnung, ein bescheidenes Zurücktretenlassen des eigenen Dichtens vor dem Wiederdichten von fremdem, dessen Genuß er seinem Volke gönnen wollte .....

In der Zeit seines frischesten und früchtereichsten Schaffens hatte sich Freiligrath zur Politik naiv, um nicht zu sagen gleichgiltig verhalten. Man darf nicht vergessen, daß in den 30ger Jahren die Zahl der Menschen, welche sich um die öffentlichen Angelegenheiten kümmerten oder dieselben gar zu einer Herzenssache machten, noch eine verhältnißmäßig sehr geringe gewesen ist. Wie kindlich naiv und unerfahren auch zu Anfang der 40ger Jahre noch unser Dichter die deutschen Dinge ansah, beweis't der Umstand, daß er die thörichten Hoffnungen, womit man vielerorten die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Vierten begrüßte, vollkommen theilte. Die unausbleibliche und bald eingetretene bittere Enttäuschung bewirkte nun in Freiligrath so zu sagen eine umgekehrte Bekehrung, nämlich vom loyalen Paulus zum liberalen Saulus. Weiter ging er in seinen „Zeitgedichten“, welche er unter dem Titel „Ein Glaubensbekenntniß“ im Jahre 1844 veröffentlichte, noch nicht. Aber weil er ein Dichter, konnte er sich in der lauen Temperatur des regelrichtigen Liberalismus nicht lange behagen, um so weniger, da zur besseren Einsicht auch die Erbitterung über Verfolgung und Ungemach hinzukam, welche ihm schon die zahme Freimüthigkeit seines „Glaubensbekenntnisses“ zugezogen hatte. Beim Auf- und Niedersteigen der „harten Treppen der Fremde“ hatte er Gelegenheit, über das Wesen des preußischen Gottesgnadenthums wie des deutschen Liberalismus comme il faut nachzudenken, und er kam zu dem Schlusse, daß „nur Revolution allein kann von der Höllenfäulniß uns befrei'n.“ Dieser Entwickelungsgang seines politischen Fühlens und Denkens ist in seinen späteren „Politischen und socialen Gedichten“ aufgezeigt, immer offenherzig und nervig, mitunter prächtig.

Es ist aber bekanntlich eine eigene Sache mit der poetischen Politik und politischen Poesie. Sie ist zu Zeiten höchst wirksam, ja geradezu naturnothwendig, aber eben zu Zeiten! Von „Zeitgedichten“ gilt wie eigens für sie gesagt das schiller'sche „Sie tönen, sie verhallen in der Zeit.“ Und wie bald verhallen sie! Es ist ihre Natur, nicht reinpoetisch wirken zu können, weil sie keine unmittelbare Offenbarung von Ewigem sind, sondern nur mittelbare Reflexe von Zeitlichem. Allerdings verschwinden die bedeutsameren „Zeitgedichte“ nicht, aber sie bleiben nicht als Gedichte, sondern nur als kulturgeschichtliche Zeugnisse. Wir von der älteren Generation, die wir mitgelebt, was Freiligrath zeitdichterisch kommentirte, wir vermögen ihm nachzufühlen. Aber wer von der jüngeren oder gar von der jüngsten Generation wird die Zeit und Mühe aufwenden wollen, sich künstlich in eine Vergangenheit zurückzureflektiren, welche nichts Anziehendes hat? Eine solche Rückversenkung in die 40ger Jahre wäre aber schlechterdings nöthig, um die politischen und socialen Gedichte, von welchen hier die Rede, verstehen und genießen zu können. Manches derselben ist mit den Verhältnissen, auf welche sie sich bezogen, ganz hinfällig geworden. Gereimte Zeitungsartikel und versificirte Klubbreden — in welche Kategorieen bekanntlich die ungeheure Mehrzahl der politischen „Gedichte“ gehört — sind die bezüglichen Auslassungen unseres Dichters allerdings nicht. Oder wenigstens befinden sich darunter wirkliche Dichtungen, sei es, daß Freiligrath seine Tendenz und Polemik gestaltungskräftig in drastische Handlung umzusetzen verstand („Vom Harze“ — „Im Irrenhause“ — „Leipzigs Todten“ — „Von unten auf“), sei es, daß ihn die „indignatio“ zum Dichter machte, jener Siedegrad von Schmerz und Zorn, welcher ihn statt Worte Flammen sprechen ließ („Die Todten an die Lebendigen“). Aber fortleben wird doch eigentlich von allen diesen „Zeitgedichten“ nur eins: das herrliche Grablied

für Johanna Kinkel. Warum? Weil darin das Zeitlich-Politische vom Ewig-Menschlichen völlig aufgesogen ist.

Daß seine radikalen Anschauungen und republikanischen Neigungen unsern Dichter nicht entdeutscht hatten, daß er darum im Jahre 1870 wie jeder anständige Mensch, jeder Deutsche von Kopf und Herz im In- und Auslande nicht auf der Seite der Welfen, der Jesuiten, der bairischen „Patrioten", der Rheinbündler oder der internationalen Narren stand, sondern auf der Seite Deutschlands, davon ist weiter kein Aufheben zu machen. Das verstand sich von selbst: es hieß ja nur das Vaterland über die Partei stellen. Weil er das aber von ganzem Herzen that, hat er „die Trompete von Vionville" vernommen und ihre triumphirend-klagenden Klänge im schönsten Liede festgehalten, welches das große Jahr auftönen machte. Diesem Edelstein kommen, meines Erachtens, an Schliff und Feuer aus der gesammten Kriegslyrik der Deutschen nur zwei Lieder gleich: Rückerts „Drei Gesellen" und Mosens „Trompeter von der Katzbach".

Die Seelenwärme, die Glut der Empfindung, die Energie des Ausdrucks, welche schon das von Freiligrath als sein frühestes bezeichnete Gedicht („Moosthee" 1826) charakterisirten, sind also auch dem grauhaarigen Dichter noch ganz zu Gebote gewesen. Für Urtheilsfähige steht es jedoch außer Frage, daß Freiligraths bleibende Stellung in der Nationalliteratur wesentlich auf den Hervorbringungen seiner ersten Periode beruhe. Dort liegt seine Eigenart, dort das typische Merkmal seines Dichtens. Was er später leistete, das konnten andere ebenfalls leisten, wenn auch nicht gerade so. Aber seine Meer-, Urwald- und Steppepoesie die mache ihm mal einer nach! Sie ist schon ein Theil unseres dichterischen Nationalschatzes geworden, ein hochgehaltener, aufrichtig verdankter. Ihm selbst war geschenkt, des Lebens Lust zu kosten, und verhängt, des Lebens Leid zu tragen. Er konnte, bei der Schwelle zum Greisenalter angelangt, auf die Arbeit seines Daseins als auf eine wohlgethane zurückblicken und durfte sich sagen, daß er seinem Volke etwas sei und bedeute. Endlich war ihm gegönnt, ungebrochenen Geistes zur Grube zu fahren. Die Summe seiner Existenz ist demnach ins „Haben" zu schreiben. Ein edler Geist, ein braves Herz, ein eigenartiger Dichter — so steht er vor den Augen der Zeitgenossen und so wird ihn die Gegenwart der Nachwelt überliefern.

Am Zürichberg, den 27. März 1876.

Zur Theorie des Romans.

Preisschrift
von
Erwin Schlieben.

Erst wahr, dann schön.

Auf keinem Gebiete literarischer Schöpfung ist die Verwilderung bedenklicher, als auf dem des Romans. Die Menge der Leser mit ihrem schwankenden und bei jeder Schwankung eigensinnigen Geschmack; der Schwarm der Schreiber, und deren Eifer, bei urtheilslosen Lesern nahrhafte Anerkennung zu suchen; die Selbstsucht der Verleger, welche den Schriftsteller auf die Bedürfnisse jener Lesewelt, selten auf den guten Geschmack, viel weniger auf das Wohl des Volkes hinweisen: diese Momente wirken zusammen, um den Romanschreiber und sein Werk dem Kundigen fast verächtlich zu machen.

Der Romandichter aber könnte der vornehmste Bildner des Volkes sein, zuvörderst des besseren Theiles. Denn der Roman ist nun einmal die begünstigte Kunstform der Gegenwart. Er gewährt, von den Zeitungen abgesehen, die mehr verbilden als bilden, die einzige Form, unter welcher der Eifer, das Volk zu beleben, zu veredeln, zu begeistern, breitere Schichten der Gesellschaft zugänglich findet. Die Lyrik ist durch Ziererei und Verlogenheit, das Drama durch die Theaterwirthschaft herabgekommen. Das Epos, die Kunstform jugendlicher Völker, bei denen Phantasie die Erfahrung überwiegt, findet keine Stätte mehr in einem Zeitalter, das, durch Forschung geschult, überall nach der Thatsache fragt, außerdem auch, durch materielle Interessen auf die Wirklichkeit verwiesen, den Phantasiegebilden abhold geworden ist.

Zwar nimmt jede Zeit, vermöge ihres historischen Zusammenhanges mit früheren, veraltete Kunstformen zu sich herüber, bildet sie um, so lange sie noch einen Theil des erneuten Lebens in sich aufnehmen wollen, und bewahrt sie ehrfurchtsvoll noch dann, wenn schon der vollere Strom sie zu sprengen droht. Aber in dem rastlosen Triebe, neue Bildungen an die Stelle derer zu setzen, die zu Denkmälern wurden, schafft jede Zeit aus ihrem eignen Geist und Leben frische Formen, in welchen sie ihren Inhalt den Lebenden am wirksamsten zu bieten vermöchte, und so kennt die Gegenwart auf dem Gebiete der Dichtung keine wirksamere Form für ihren thatsächlichen, durch Erfahrung angesammelten Inhalt, als den Roman. Welcher Dichter den Inhalt seiner Zeit am reichsten in sich aufzunehmen und vollendet in der Form des Romans zu gestalten vermöchte, der wäre vorzugsweise der Dichter unsres Zeitalters. Dessen Lebenselemente, aus denen alle seine Bildungen erwachsen, sind Erfahrung und Arbeit. Auch der Roman kann als dauerndes und werthvolles Erzeugniß unsrer Zeit nur dann gelten, wenn sein Inhalt mit der Erfahrung übereinstimmt, also von Wahrhaftigkeit durchdrungen ist, und wenn seine Form aus dem Geiste der Arbeit hervorging, also die Sorgfalt des Dichters erkennen läßt.

Sobald wir nun dem Romandichter seine Stellung als Bildner des Volkes anweisen, seinem Werke also eine pädagogische Richtung im erhabensten Sinne zumuthen, gerathen wir in Widerspruch mit der Aesthetik, welche jedem Kunstwerke „Selbstzweck" vorschreibt. Hätte sie unbedingt Recht, so wäre jeder Versuch, den Roman unter die

höheren Kunstgattungen zu reihen, vergeblich; denn der Roman schwankt seiner Natur nach aus dem Aesthetischen ins Stoffliche, Absichtliche hinüber. Zwar gehört es zur Kunst des Dichters, und es stehen ihm die Mittel zu Gebote, dem geistigen, wir wollen sagen ästhetischen Wohlgefallen des Lesers neben dem stofflichen Behagen Geltung zu verschaffen; wie könnte indessen letzteres gänzlich außer Frage kommen, wo der Inhalt der Erfahrung, also der prosaischen Weltordnung, angehört und aus dem stofflichen Reichthume der Gegenwart geschöpft wird? Und welcher Dichter vermöchte sich dem Einflusse seiner Zeit zu entziehen, während er doch ihren Inhalt eifriger als jeder Andere in sich aufnehmen, ihren Stürmen bereitwilliger sein Herz preisgeben soll? Die vornehme Aesthetik freilich verlangt, der Dichter, auf den Höhen der Menschheit stehend, solle ihre Leiden und Freuden mit olympischer Gelassenheit überschauen, ohne Groll und Eifer in sich aufnehmen und durch die ihm eingeborene Schönheit verklärt, durch seine Kunst gesühnt, der Menschheit als ihr Eigenthum zurückgeben. So verklärt und umgebildet in der Seele des Dichters, wären die Erscheinungen erst zu Wirklichkeiten geschaffen, und das All durch göttliche Dichterkraft zu einer höheren Welt der Wahrheit und Schönheit umgestaltet.

Wir bekennen uns in diesem Stück als arge ästhetische Ketzer. Wir glauben, daß ein Dichter der Neuzeit sich nur kraft ungemessener Eitelkeit zu jenem erhabenen Standpunkte hinaufzuschrauben vermöchte, und gesetzt auch, er erreichte ihn, seine Leser durch die jovische Betrachtung irdischer Leiden und Freuden mehr verletzen als entzücken würde. Besonders aber würde er ihn langweilen; denn jene objective, aller Leidenschaft entnommene Betrachtung schließt die Individualität und ihren Zauber aus, und ein Chor von göttlichen Dichtern der bezeichneten Art wäre einer sehr undichterischen Eintönigkeit verfallen.

Daher stellen wir an den Dichter vielmehr die Forderung, daß sein Herz von Allem, was Menschenherzen bewegen mag, am stärksten und innigsten bewegt werde, daß er der Entwickelung der Menschheit, vorzüglich seines Volkes, begeistert hingegeben sei, und daß er deren Schicksale, auch wenn sie ihn selber nicht materiell bedrängen, als seine eigenen zu empfinden vermöge. Diese Forderung aber verträgt sich nicht mit jenem Selbstzweck, den man aus dem Gebiete der bildenden Künste auf das der redenden hat übertragen wollen; sie macht vielmehr des Dichters Wort und Werk zum Denkmal, vielleicht zum Wegweiser der Entwickelung seines Volkes.

Die einzige moderne Anschauungsweise, die mit jener olympischen Aehnlichkeit hat, ist der Humor. Aber gerade dieser ist so sehr ein Produkt der Erfahrung und verlangt so entschieden ein Herz, das durch die Schicksale der Menschheit zerklüftet und wieder versöhnt ist, daß er unsere Ansicht unterstützt. Unmeßbar übrigens und unerklärlich wie er ist, vermögen wir ihn hier der Betrachtung eben so wenig wie das Genie zu unterwerfen.

Stellen wir nun schon an den Dichter überhaupt das Verlangen, daß er ein Mensch mit Menschen sei und ein lebendiges, leid- und freudvolles Herz zu seinem Werke mitbringe, um wie viel mehr an den Romandichter, dessen Werk so recht aus der Erfahrungswelt hervorgeht! Er entnimmt seinen Stoff der Wirklichkeit und vermag das Mitgefühl oder den Widerwillen, zu welchem seine lebhafte Empfindung, sein mikroskopisch geschärftes Auge, im Ganzen seine dichterische Begabung ihn führt, von dem erfaßten Stoffe nicht zu sondern. Seine Leidenschaft macht ihn tendenziös, die Pflicht, seinen Mitmenschen und Mitbürgern durch die Kraft seines bevorzugten Geistes zu nützen, läßt ihn lehrhaft erscheinen. So wenig nun freilich sein Werk das Lob einer Dichtung verdienen würde, wenn er seinen Gestalten Tendenz und Lehre auf die Stirn schriebe, wenn er predigte statt zu gestalten, wenn er aus sich selbst reflectiren wollte, was doch aus den Gestalten seiner Schöpfung, den Spiegelbildern der Wirklichkeit, reflectiren soll, so wenig wird man doch andrerseits seinem Werke Tendenz oder didaktischen Zweck zum Vorwurf machen dürfen, sobald es die genannten Fehler vermieden hat. Zum Vorwurfe wird dem Dichter seine Tendenz nur dann, wenn er, um seine Leser zu gewinnen, Mittel angewandt hat, die nicht innerhalb der Erfahrung liegen, wenn er also die Wirkung der künstlerischen Form mißbraucht hat, um Unwahres als wahr erscheinen zu

lassen, um einer ungiltigen oder durch schwache Gründe gestützten Ansicht innerhalb des Volkes Geltung oder einer Partei zu Liebe Verbreitung zu erzwingen. Solche Bestrebungen freilich widerstreiten dem poetischen Schaffen, indem sie die dichterische Freiheit zurückdämmen und untergeordneten Zwecken dienstbar machen. Soweit der Vorwurf gegen eine Tendenz des Romans diese grob stoffliche Seite trifft, ist er eben so begründet wie der Tadel, welcher sich etwa gegen den bloßen Erwerbszweck dichterischen Schaffens richtet. —

Es wäre also Ziel und Ruhm des Romandichters, als ein Bildner und Lehrer des Volkes zu gelten. Kein Staatsmann, kein Redner oder Prediger, kein Künstler einer andern Gattung vermöchte so sicher und nachhaltig auf die Massen in ihrer Höhe und Tiefe zu wirken, wie es dem Romandichter eben durch jene stoffliche Richtung seines Werkes und durch die Kunst der Unterhaltung und Spannung möglich ist.

Zwar aus der umfassenden Wirkung wollen wir den Werth des Romans und dessen Stellung als höhere Kunstgattung nicht herleiten; denn äußere und zufällige Umstände schmälern häufig auch einer verdienstvollen Arbeit den Erfolg. Vielmehr liegt für uns der höhere Anspruch des ächten Romans in seiner Aufgabe, den vollen und ernsten Inhalt der Zeit auf angenehme Weise mit der Empfindung und dem Bewußtsein des Volkes zu vermitteln. Diese Aufgabe ist eine so bedeutende, erfordert so viel ächte Dichterkraft und dazu so viel gediegene Kenntniß, Erfahrung und Arbeit, daß ein Kunstwerk, welches ihr in Inhalt und Form genügte, seinen Platz neben dem lebendigen Drama und vor dem abgewelkten Epos beanspruchen dürfte.

Die Frage nach dem Inhalt des ächten Romans fällt zusammen mit der nach dem Inhalt der schöpferischen Dichterbrust. Für das Genie ist eine solche Frage nicht vorhanden. Dem Genie schreibt man nicht vor. Seine Offenbarungen gehen der Kunst voran, und diese nimmt aus jenen erst Regel und Richtschnur. So gibt es auch für das Genie keine Schranke des Inhalts, und mancher Stoff, den wir aus unsrer Erfahrung heraus für den Roman widerrathen müßten, ließe sich von dem Genius vielleicht mit Geringschätzung aller erfahrungsmäßigen Technik, gleichwohl mit ungeahnter Wirkung verwerthen. Von seinem Standpunkte aus gibt es also keinen Stoff, keinen Inhalt, der für den Roman unpassend wäre; denn jene Grundbedingung, daß derselbe aus der Erfahrung entnommen sei, wird der Genius stets erfüllen. Ein solcher umfaßt den Inhalt seiner Zeit mit höchster Sicherheit und Fülle, und mögen auch bedeutende Talente sich mitunter von der Erfahrungswelt lösen, der Genius versucht das nie. So hoch er das Haupt trägt, er verliert niemals den Boden unter den Füßen.

Auch von der Arbeit des genialen Dichters denken wir besser, als von der des Talentes. Wenigstens stand den Dichtergenien, denen wir unsre Literatur verdanken, die gediegene Arbeit zur Seite, während manches schätzbare Talent solche vermissen ließ und dadurch zur Verwahrlosung der poetischen Formen beigetragen hat.

So sind denn die Vorschriften über Inhalt und Form des Romans lediglich dem bedächtigen Talente zu geben, das seine Meisterschaft innerhalb technischer Schranken zeigen will.

Die Forderung nun, daß der Inhalt des Romans der Erfahrungswelt entnommen sein, also zur prosaischen Weltordnung stimmen soll, scheint der Aufgabe des Dichters zu widerstreiten. Denn dieser soll uns ja doch aus der Wirklichkeit hinüberretten in eine schönere Welt, wo wir uns mit der Enge und dem Mißbehagen der alltäglichen versöhnen mögen. Er soll uns aus den Mißbildungen und Verzärtelungen der Kultur zurückführen zur Natur, soll zwischen beiden vermitteln, soll unsre Bildung so weit regeln, daß wir weder durch Kultur verkommen, noch durch Natur verwildern. Wie geschieht das nun, wenn der Dichter aus der Erfahrung heraus schafft, wenn er von den modernen Bildungselementen keines entbehren, wenn sein Geist also ein Produkt der Kultur sein soll?

Darin aber eben besteht die Kunst des wahren Dichters, die sein Geheimniß ist, und für die es keine Vorschrift gibt. Er steht im Bunde mit elementaren Gewalten, welche durch ihn auf die Kulturzustände seiner Zeit wirken. Sein Geist, durch die

moderne Bildung nicht verstrickt und überladen, reflectirt nicht über das Leben; die unmittelbare Erfassung des Lebens überwiegt in ihm die überlieferten Bildungselemente. Nicht daß diese gänzlich zurücktreten sollten; vielmehr sind gerade sie das Object der poetischen Arbeit, und indem sie dieselbe dem Dichter erschweren, dienen sie seiner Aufgabe, der Natur in Gestalt der Poesie ihr Recht auf dem Boden der Wirklichkeit wieder zu erringen. Sind die Kulturelemente in dem Dichter zu schwach, die Natur übermächtig, so erhalten wir Geistesprodukte voll Sturm und Drang, voll Phantasie und Leidenschaft, die uns als Gabe eines reichen Geistes vielleicht entzücken, schließlich aber durch Stoffarmuth nicht befriedigen würden. Ein armseliger Geist könnte uns durch solche Stofflosigkeit lediglich verletzen und langweilen.

Hierin liegt die Erklärung, warum gegenwärtig einige Frauen zur Romandichtung berufen, die Kräfte aber auch der begabten unzulänglich erscheinen. Wie der Dichter durch seine Begabung, so gehört die Frau schon als solche mehr der Natur als der Kultur an; die elementaren Mächte überwiegen in ihr, oft in bedeutendem Mißverhältnisse, die intellectuellen. Gestalten sich nun jene durch künstlerische Begabung zu poetischen Kräften, so wirken solche in ihrem Stoffe um so sicherer, als sie nicht, wie bei'm gebildeten, oft gelehrten Dichter, durch die Bleigewichte der Schulweisheit und Erfahrung behindert werden. Nun aber ist die Frau durch die Sitte gegen das volle Leben abgeschlossen, und sie vermöchte diese Schranke nur unter Verlust werthvoller Eigenschaften zu durchbrechen, welche ihre Dichtung läutern. Ferner sind die geistigen Anlagen und die Erziehung der Frauen nur ausnahmsweise geeignet, sie mit jener Fülle von Bildungselementen zu versehen, aus der allein werthvolle Dichtungen erwachsen. Solchen Ausnahmen kommt freilich die frische, unbefangene Auffassung des Lebens vortrefflich zu statten; wo aber eine Frau mit mangelhaften Kenntnissen und lückenhafter Erfahrung, lediglich ihrem poetischen Drange folgend, zur Feder greift, da schreckt sie uns durch Inhaltsleere und vorschnelles Urtheil. Nimmt man hinzu, daß die Frau ihrer Natur nach mehr der Phantasie als der Erfahrung hingegeben, folglich mehr zum Irrlichteliren und Fabuliren, als zur Treue gegen die Thatsachen geneigt ist, so wird offenbar den Schöpfungen der Frauen im Allgemeinen ein bedenklicher Mangel anhaften: der Mangel an Wahrhaftigkeit. Die Romane der Frauen mehr noch als die gleichartigen Arbeiten von Männern sind im Stande, dem Volke, zuvörderst der Jugend und der Frauenwelt, eine Menge von irrigen Ansichten zu überliefern und eine Weltordnung vorzugaukeln, über deren Geltung sie durch die Wirklichkeit meistentheils sehr unsanft belehrt werden.

Hiermit soll allerdings behauptet sein, daß von der Menge deutscher Frauenromane weitaus die meisten eben so wenig berechtigt sind zu existiren, wie die ähnlichen Arbeiten männlicher Schreiber. Indessen gedenken wir am Schlusse dieser Abhandlung den Beweis zu liefern, daß wir, bei allen Zweifel an der schriftstellerischen Berechtigung der Frauen, es dennoch anzuerkennen wissen, wenn durch das Werk einer hochgebildeten Frau die Poesie innerhalb der Erfahrungswelt zur Geltung kommt.

Diese Wirkung nun haben die Romandichter bisher auf sehr verschiedene Weise zu erreichen gesucht. Um ein Feld für die Poesie zu gewinnen, verlegten sie den Stoff in eine Zeit zurück, da die Prosa noch nicht alle Verhältnisse in dem Grade wie gegenwärtig ergriffen hatte. Aber durch die Macht dieses äußerlichen Mittels beweist der Dichter, daß es ihm selber an Kraft oder Zuversicht fehlt, die Bildungselemente seiner eigenen Zeit dichterisch zu gestalten. Außerdem geschieht der Wahrhaftigkeit Eintrag, indem schwerlich ein moderner Stoff sich einem verschollenen Zeitalter ohne Entstellung des einen wie des andren anpassen läßt. Vor Allem aber geht einem solchen Werke die Haupttriebkraft und damit der Hauptreiz verloren, welche gerade in dem Kampfe mit der uns selbst bedrängenden Realität und in dem mühsamen Durchbrnch berechtigter Poesie durch breitspurige Prosa bestehen.

Dies sind die Mängel, welche dem Geschichtsroman anhaften: Eine Bezeichnung, die als ein innerer Widerspruch erscheint. Zugegeben, daß früher, als geschichtliche Forschung den Deutschen ferne lag, und sein historischer Sinn minder entwickelt war, jene Romangattung höhere Berechtigung als gegenwärtig besaß. Er ging der ernsten,

geschichtsforschenden Arbeit voran und bereitete in breiteren Schriften des Volkes die Theilnahme für den Ruhm und die Beispiele der Vergangenheit vor, indem er auf angenehme und leichtfertige Weise Geschichte lehrte. Gegenwärtig aber, da die Geschichte uns durch die Arbeit und Forschung bedeutender Geister zu einem Heiligthume geworden ist, dürfen wir die historische Romanschreiberei für eine Versündigung gegen jenen Geist der Wahrhaftigkeit erklären, welcher den Roman der Gegenwart beseelen soll. Zwar ist die Seele manches ächten Dichters durch vorwiegend geschichtliche Studien derart geschliffen, daß sie auch die Gegenwart am edelsten und kräftigsten aus einer tröstlichen oder belehrenden Vergangenheit zurückspiegelt, und unsere Literatur besitzt manches werthvolle Werk dieser Richtung. Wenn der Dichter Wahrhaftigkeit zum Werke mitbringt, die ihm durch das Studium der Geschichte anerzogen ist, und den Thatsachen der Gegenwart nirgend Gewalt anthut, um sie mit der Vergangenheit in Einklang zu bringen, so werden wir ihm unsren Beifall nicht versagen. Indessen bedarf es keines Beweises, daß bei dem heutigen Zustande unsrer Geschichtsforschung und Geschichtschreibung ein reiner Eindruck durch die Zwittergattung des historischen Romans nicht hervorzubringen ist. Wir sondern in dem Werke des Dichters die Erfindung zu leicht von dem historisch thatsächlichen und stellen beides, so groß immer die Kunst in der Verschmelzung gewesen sein mag, ungläubig und ohne Vermittelung neben einander, weil unser historisches Gewissen der leichtfertigen Phantasie keinen Eingriff mehr in die redlich festgestellten Thatsachen gestatten will. Dazu ist gerade für diejenigen Zeiträume, welche der Roman mit Vorliebe aufsucht, die schwierige Forscherarbeit so weit vollendet, daß die Geschichtschreibung auch mit deren künstlerischer Darstellung längst begonnen hat und im Volke, das sich täglich mehr historisch bildet, zunehmendes Verständniß findet. Besitzen wir also Kunstwerke in der reinen Geschichtschreibung, so verzichtet der gebildete Geschmack gern auf solche, die durch Vermischung des Thatsächlichen mit der Erfindung nicht mehr den reinen Eindruck der Wahrheit hervorbringen.

Ein andres Bedenken kommt hinzu. Der Staat und die Gesellschaft der Vergangenheit versagten es häufig dem Dichter, seine Zeit und deren Zustände ohne die Vermittelung eines historischen Spiegels zu zeigen. Er mußte seine unmittelbare Erfahrung mit der historischen versetzen, um seine Zeitgenossen zu gewinnen. Heute aber ist ein solcher Ausweg entbehrlich. Unsre Gesetze gestatten, unsre gesellschaftliche Stimmung gebietet sogar freimüthige und mannichfaltige Aeußerung über unsre Zustände. Man hätte das Recht, einen Dichter, der seine Ansicht hinter historische Schleier verstecken wollte, einer sehr unpoetischen Schüchternheit zu zeihen, während der Roman, wenn er wirken soll, des Freimuthes und der Leidenschaft für die Wahrheit nicht entbehren kann.

Durch die Verwilderung des Geschmacks ist eine Gattung von Romanen emporgewuchert, die man nicht füglich mit der Bezeichnung historisch beehren darf, obwohl sie historische Stoffe aus der unmittelbaren Vergangenheit behandeln, welche der Geschichte noch als Gegenwart gilt. Wir Alle kennen die Unbefangenheit, mit welcher in diesen bändereichen Druckwerken die Thatsachen gemodelt erscheinen, und wie die Personen, denen die Mitwelt aus irgend einem Grunde ihre Theilnahme zugewendet hat, handelnd, redend, vielmehr plaudernd, eingeführt werden. Ueberall herrscht eine Erfindung, die allen Anspruch auf Glauben aufgibt, folglich auch kein Kunstmittel anwendet, um wenigstens den Schein sogenannter dichterischer Wahrheit hervorzubringen. Hier wird der Ernst der Geschichte, die Wucht blutiger Ereignisse in ein frevelhaftes Spiel mit den Hauptgestalten und Hauptbegebenheiten unserer Zeit verwandelt, und dadurch ihre volkserziehende Bedeutung vermindert. Solche Romane wirken wesentlich mit für jene Erziehung zur Lüge, der auch das deutsche Volk mehr und mehr verfällt, und durch welche es sogar fähig geworden ist, Machwerke wie die geschilderten zu ertragen.

Ueber der historischen steht diejenige Romandichtung, die zwar ihre Stoffe dem Gebiete der Gegenwart und Erfahrung entnimmt, das der Dichter am besten kennt, also am besten schildert, welche jedoch die Poesie nur an einzelnen Stellen des Kulturlebens aufsucht, wo Natur, elementare Gewalt, Leidenschaft die Prosa unserer staatlichen und geselligen Zustände durchbrechen. Solche Stelle bietet etwa eine Revolution.

Indessen die Uebermacht entfesselter Volkskräfte duldet kaum die Schranke künstlerischer Behandlung, die Ströme Blutes kaum den Damm der schönen Form, sodaß wir von dem Inhalt eines solchen Romans um so entschiedener abgestoßen werden, als wir persönlich mit der Revolution und ihren Ideen gebrochen haben.

Wir wollen die Räuber- und Schelmen-Romane, welche den Leser auch an jene Oasen in der Prosawüste zu fesseln suchen, kaum erwähnen. Zwar führen sie vor einem Publikum, das keine Warnung vor fauler Geistesnahrung beachtet, als Kriminalgeschichte und Kolportage-Roman ein wohlgenährtes, wenn auch verächtliches Dasein; allein das Kunstwerk, dem wir in diesen Blättern Vorschriften zu geben berufen sind, wird solchen Lesern stets ferne stehen. Wenn aber in guten Romanen ein Dutzend Zigeuner und ähnliches Gesindel auftritt, das mit unsrer Zeit und ihrer Bildung — oder Mißbildung — zu wenig verflochten ist, um in ihrer Prosa die Poesie zu vertreten, dann sind wir geneigt zu glauben, daß der Autor dort, wo er ihre Erscheinung zu Hilfe rief, von seiner Erfindungsgabe verlassen wurde.

Nun gibt es aber gewisse Stände, welche von den Bildungselementen der Zeit, oft im Uebermaße, durchdrungen, der Natur, und damit der Poesie, Durchbruch, mitunter in gleichem Uebermaße, gestatten. Es sind der Adel und der Künstlerstand, die Aristokratie der Geburt und des Talentes, welche durch den Glanz ihrer Erscheinung und die Zwanglosigkeit ihrer Lebensführung manchen Dichter in dem Grade bezaubert, daß er bei ihr allein noch einen Rest von Poesie zu finden glaubt. Der Adel ist durch Wohlstand oder bevorzugte Stellung der prosaischen Bedrängniß entnommen. Im Bewußtsein eines ehrwürdigen Kulturerbes, das ihm die strenge Zucht des Sittengesetzes erspare, weiß er sich desselben mit anmuthiger oder verletzender Willkür zu entschlagen. Er bringt seine Lebenslust, seine Tapferkeit, seine Leidenschaft zur Geltung, sprengt die prosaischen Satzungen der Gesellschaft und bringt auch hier mit der Natur die Poesie zum Siege. So werden denn in der That vortreffliche Stoffe für die Romandichter zu Tage gefördert, besonders weil auch die ausbrechende Natur jener bevorzugten Gesellschaft einen schweren Kampf mit strengen Formen zu bestehen hat. Doch leidet der reine Aristokraten-Roman nothwendigerweise an Eintönigkeit, weil er die Welt außerhalb der Hof- und Adelskreise nur als Nebensache betrachtet und die Flucht und Scheu vor dem Drange des realen Lebens zur Bedingung macht. Bedenklicher noch ist für das Volk das Beispiel der Willkür, mit welcher die Aristokratie da, wo der Roman sie am liebsten aufsucht, der Satzung und Sitte gegenübersteht, und welche durch angenehme Formen blendet und verführt.

Ungefähr ein Gleiches gilt von dem reinen Künstlerroman. Der Künstler, durch Phantasie und Schaffensdrang mit der Natur mehr als mit der Kultur verbündet, überhebt sich oft eben so leicht, und mitunter mit besserem Rechte, der bürgerlichen Schranken wie der Kavalier, und lenkt dadurch das Auge des Dichters auf sich. Aber wenn dieser mit seiner Arbeit innerhalb der Künstlerwelt befangen bleibt, so wird er auch hier dem Vorwurf der Eintönigkeit schwerlich entgehen, und wollte er die bürgerlichen Erlebnisse seines Künstlers mit Betrachtungen über dessen Kunst durchflechten, so schriebe er keinen Roman mehr.

Eine dritte, höhere Art der Romandichtung schließt sich auf solchen Stellen ab, wo das Ungewöhnliche, Ahnungsvolle, Mystische durchbricht und sich gegen die Prosa des Lebens auflehnt. Auch diese vermag den Forderungen des modernen Lebens nicht zu genügen, weil dieses die Neigung hat, alle seine Bildungen, Ideen und Stimmungen als gleich werthvoll und gleich berechtigt anzusehen. Diesem Geiste der Gegenwart widerspricht jene Art um so mehr, als sie sich von der Fülle gesunden Lebens abwendet und sich leicht auf das Gebiet krankhafter Erscheinungen und Stimmungen verirrt. Der Dichter sucht in den seelischen, geheimnißvollen Motiven einen Ersatz für den verlorenen Mythus, der die mittelalterliche Romandichtung beseelte, und vergißt, daß er nicht in einer mythischen, sondern in einer wunderlosen Welt lebt und dichtet. So versetzt er sich selber aus der Erfahrungswelt, welcher er seinen Stoff entnehmen wollte, in eine Welt von zweifelhaftem Dasein zurück, und vermag der Wahrhaftigkeit nicht zu genügen, weil er jene

Welt nicht kennt. Daher ist das Uebernatürliche aus dem neuen Roman zu verbannen, es sei denn daß abergläubische, düstre, mystische Gemüther zu schildern wären, wie auch die Neuzeit solche im Gegensatze zu ihrem aufgeklärten, aller Mystik abgewandten Leben erzeugt.

Eine vierte Art ist die gewöhnliche. Die Erfahrung in ihrer Breite wird zwar zum Ausgange genommen und im Roman eine Mannichfaltigkeit der Ideen und Erscheinungen angestrebt, wie das moderne Leben sie bietet. Aber weil dasselbe im Ueberblick und Zusammenhange seiner Ereignisse prosaisch erscheint, so werden auffallende, überraschende Begebenheiten erfunden und mit einander verknüpft, wobei dem geringen oder dem leichtfertigen Talent oft das Unwahrscheinliche für wahrscheinlich gilt, und dem Zufall eine bedeutende Rolle zugetheilt wird. Nun aber hat philosophische und jede Art wissenschaftlicher Forschung uns längst gelehrt, dem natürlichen Zusammenhange der Dinge und Begebenheiten nachzuspüren, sodaß wir uns gegen den Zufall täglich mehr ungläubig und ablehnend verhalten.

Die bezeichnete Schwäche haftet dem Roman seit seinen griechischen Anfängen an. Er hat dieselbe gleichsam als Regel und Erforderniß festgehalten, sodaß gegenwärtig auch gute Romane, die ernstlich darauf berechnet sind, verklärte Spiegelbilder der Wirklichkeit zu gewähren, in ihrer Darstellung ein abenteuerliches Weltbild abgeben, dessen Eitelkeit der Dichter selbst kennt, und der Leser belächelt.

Die Poesie bedarf der Lüge nicht, um sich geltend zu machen, noch der Schminke, um schön zu erscheinen, und eine vorgegaukelte Welt gewährt uns nur den Grad von poetischer Befriedigung, wie eine Seifenblase, welche die ruhige Betrachtung der auf ihr abgespiegelten Dinge durch ihre Selbstvernichtung unterbricht.

Wahrlich, die Poesie hat auch mitten in unsrer prosaischen Zeit mehr Zufluchtsorte als die meisten unsrer Dichter kennen. Der Genius sieht Poesie in allen Höhen und Tiefen, sieht die moderne Welt wie einen organischen Körper von tausend Adern jener Poesie durchflossen, die ihm für gleichbedeutend gilt mit der Lebenskraft, und ohne welche die prosaischen Bausteine der Welt nicht zusammenhalten, ihre Atome nicht in einander leben und weben könnten. Dem Genius und seiner Kunst ist auch in der modernen Welt nichts unpoetisch als die Verneinung, nichts klein als die Gemeinheit. Daraus ensteht auch für den Roman die Aufgabe, die Dichtung, die nur im Positiven und im Edlen lebt, gegen Negation und Gemeinheit in den Kampf zu führen. Daher allerdings Tendenz, daher Streit, daher Wunden. Aber Wunden nur mit dem Achillesspeere der Kunst geschlagen und versöhnt durch Wahrhaftigkeit.

Ueberall in der Welt sind Hohes und Niederes, Edles und Gemeines, Beharren und Zerstörung, Satz und Gegensatz verflochten. Der Dichter erkennt beide in ihrem Zusammenwirken, und da er im Dienste des Guten steht, hilft er diesem mit seiner Kunst zum Siege, wenigstens zum Gleichgewicht, gegen das Arge. Das ist sein Beruf, ein erziehender im höchsten Sinne. Indem er ihn erfüllt, fördert er die Idee des Heranreifens zur allgemeinen Menschlichkeit. Und so in seinem Sinne die Welt zu bewegen, findet er den Standpunkt wo er will, findet er Zufluchtsorte der Poesie, wo er sein Auge hinwendet. Jedes Menschenherz, aus welchem Gott noch nicht hinausreflectirt ist, jeder Herd, dessen Feuer noch glückliche Menschen bestrahlt, jede Werkstatt, in der noch etwa redliche Arbeit zu Stande kommt, jeder Kampfplatz, auf dem noch werthvolles Leben eingesetzt wird für werthvolles Gut, ist ihm ein Heiligthum der Poesie, von welchem läuternde Strahlen in die Prosa, in das Profane, hinausleuchten.

Daher ist der Inhalt des modernen Romans, wenn dieser als Kunstwerk gelten will, gleichbedeutend mit dem Inhalt des modernen Lebens, dessen treues und vollständiges Abbild er gewähren soll. Die Individualität, das Privatleben, die Familie, die Stände, der Staat, das Volksleben, der Völkerverkehr, und Alles was innerhalb dieser engeren und weiteren Kreise liegt, Religion, Liebe, Arbeit, Politik, und das Alles in seinen mehr wie minder berechtigten Erscheinungen, in seinen mächtigen wie schwächlichen Wirkungen, in seinen ernsten wie komischen Gestaltungen, wird dem Dichter zu einer unerschöpflichen Quelle der Begeisterung und Arbeit, sodaß sich die Prosa in seinem Herzen und in seiner Feder zur Dichtung verwandelt.

Aber auch das Alles in seiner Gesammtheit, nicht vereinzelt, ist der Inhalt des Romans, einer wahrhaften Dichterkraft und künstlerischer Gestaltung werth. Je mehr sich der Dichter auf eine der modernen Erscheinungen und ihren Umkreis beschränkt, desto minder wird sein Werk das Leben erschöpfen. Seine Kunst bewährt sich eben darin, daß er die auf ihn einstürmende Fülle des Lebens durch dichterische Gestaltung bewältigt und dem Reichthum unsrer Bildung vermöge seiner poetischen Anschauung das leitende Princip verleiht.

Nun sind aber auch dem reichsten Talente Schranken gezogen. Nicht leicht umfaßt irgend ein solches das Leben und die Wissenschaft in der Fülle, daß es auf jedem Gebiete durch Sachkenntniß gleich heimisch wäre. Es wäre dies eine Ueberlastung mit Einzelheiten, welche, durch ein mächtiges Gedächtniß und ungeheuren Fleiß erworben, die Entwickelung dichterischer Fähigkeiten behindern müßte. Andrerseits dürfen wir dem Roman jene ausführliche, lebendige Darstellung nicht erlassen, welche Sachkenntniß erfordert und verräth, und welche unsern deutschen Schriftstellern nur zu häufig mangelt. Der Dichter wird sich also freilich ein gewisses Gebiet erwählen müssen, dessen Detail er durch Leben oder Studium völlig beherrscht. Mit diesem Detail wird er Ereignisse und Gestalten ausrüsten, um ihnen ächtes Leben zu verleihen. Darüber hinaus aber, weil kein Ereigniß und keine Gestalt in jenem beschränkten Kreise außer Verbindung mit der Gesammtheit des Lebens und der Bildung steht, wird sein Geist aus allen Gebieten, die er sich durch dichterischen Ueberblick eröffnen mag, hinreichend Strahlen sammeln, um damit in das engere Gebiet seiner Arbeit hineinzuleuchten. Dies wird er, vermöge seiner dichterischen Divination, die wir indessen nicht zu hoch anschlagen wollen, um so sicherer und wahrhaftiger erreichen, je mehr sein Talent sich der Genialität nähert.

Man könnte einwenden, daß durch solche Selbstbeschränkung, die auch dem bedeutenden Talente von Natur auferlegt wird, jene speciell historischen, aristokratischen und Künstlerromane wieder zum Rechte gelangen. Aber erstlich findet der ideale Roman auf seinem engeren Gebiet zwar seinen Mutterboden, nicht aber sein Licht und seine Wärme. Diese empfängt er von allen Seiten her aus der Culturwelt und aus dem Volksleben, dahingegen die Gestalten des Specialromans ihr Leben mühsam und vergeblich an der Lebensluft ihrer eigenen Sphäre zu fristen suchen. Dann auch soll, bei aller Beschränkung, das Gebiet des idealen Romans kein so enges sein, wie bei jenen. Die Familie, das Bürgerthum, die Arbeit sind zwar auch nur begrenzte Gebiete, und doch ergießt sich in sie die ganze Fülle des Volkslebens; fast sind sie mit diesem so indentisch, daß der Familienroman, der Roman der Arbeit, oder der bürgerliche, der jene beiden umfaßt, durchaus das ganze Volksleben wiederspiegeln muß.

Wir empfinden bei dergleichen Namen ungefähr dasselbe, wie bei dem bekannten Worte: Der Roman solle „das Volk" da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden sei, nämlich bei seiner „Arbeit". Ein treffliches Wort, das treffliche Früchte getragen hat. Wir wollen auch kaum daran erinnern, daß der Deutsche sich in der neuesten Zeit keineswegs bei der Arbeit in seiner ganzen Tüchtigkeit zeigt, daß vielmehr Erwerbsucht verbunden mit Arbeitscheu an die Stelle jener Arbeit getreten ist. Das nächste Jahrzehnt wird in diesem Punkte hoffentlich Einiges bessern. Aber wir wollen den Begriff sowohl des Volkes als der Arbeit so erweitert wissen, daß jener alle Stände vom Fürsten bis zum Handarbeiter, dieser jede ersprießliche, das Gemeinwohl fördernde oder schützende Thätigkeit, also z. B. auch die zugleich vernichtende und belebende Kriegsarbeit umfasse. Wir wollen auch, daß der Roman alle Stände in ihrer gemeinsamen Arbeit vereinige; durch die Arbeit aber sind alle Stände zum Bürgerthume verschmolzen. Dieses erweiterte Gebiet soll der Volksroman, oder, was uns gleichbedeutend erscheint, der ideale Roman umfassen. Einem Roman, der sich auf das bisher sogenannte „Volk", d. h. die tieferen Schichten desselben beschränken wollte, vermöchten wir nur den Werth eines Specialromans zuzusprechen.

Volksthum, Familie, Arbeit in ihrem unzertrennlichen Zusammenhange sind die Grundlagen, auf denen der Romandichter sein Werk errichtet. Es erwächst ihm daraus die Pflicht, jene Grundlagen zu schützen und was sie erschüttert zu bekämpfen. Dies führt

ihn auf das Gebiet der Politik, deren Prosa ein längeres oder ausschließliches Verweilen hindert. Ein speciell politischer Roman wäre ein Unding. Auch ist die Gegenwart für eine politische Tendenz des Romans minder günstig als die drei verflossenen Jahrzehnte, weil was diese erstrebten, sich nun bereits der Erfüllung nähert. Indessen gibt es auch gegenwärtig ein politisches Ziel, welchem der Romandichter im Verein mit seinem Volke zuzustreben hat, insofern eben ein ungünstiger Ausgang die bezeichneten Grundlagen seiner Kunst zu erschüttern vermöchte. Es ist das Ziel einer fortschreitenden und engeren Vereinigung der deutschen Stämme, und die Frage, wie solche am versöhnlichsten und ersprießlichsten zu vollenden wäre. Denn eine solche Vereinigung ist gegen äußere Feinde, vorzüglich aber gegen zerstörende Gewalten innerhalb unsres Volkes, schon heute wünschenswerth, und wird bald nothwendig sein, sollen nicht die Heiligthümer des deutschen Volkes, seine Freiheit, seine friedliche Entwickelung, Arbeit und Familie in Gefahr bleiben. Wir erinnern an den Socialismus, der die Kunst des Dichters in die roheste Nachbildung des Lebens zu treiben droht. Wir erinnern an die kirchlichen Wirren, die durch ihre im Kampfe wachsende Leidenschaft das deutsche Volk in einen schwerversöhnlichen Zwiespalt führen und die Vereinigung der deutschen Stämme verzögern. Wir erinnern ferner an die Emancipation der Frau, welche, durch einen augenblicklichen, keineswegs unabänderlichen Nothstand hervorgerufen, bereits grundsätzliche Geltung beansprucht und der Familie wesentlich Abbruch zu thun droht. Und was sollen wir von jenem Lebenselemente sagen, das aus der Familie wie aus dem öffentlichen Leben täglich mehr schwindet, der Religion? Kann der Dichter sie entbehren? Vermag der Romandichter ein edles Motiv hervorzukehren, ein tiefes Gemüth zu schildern, einen tüchtigen Charakter zu zeichnen, der nicht aus der Religion erwachsen, von ihr genährt, durch sie erstarkt wäre? Wo sollte die Religion ihre Freistatt, endlich ihre letzte Freistatt, finden, wenn nicht im Herzen des Dichters, der seine Kunst rettet, wenn er an der Religion, abgesehen von ihren Formen, festhält? Er soll sich mit seiner Kunst nicht bei einer Partei oder Confession abschließen; denn durch Parteinahme oder Glaubenseifer würde er sich sogar den Blick in das weite Leben trüben, aus dem er doch alle Bildungselemente sammelt. Aber er soll das Göttliche und Wahrhaftige, das allen Religionen gemeinsam ist, in allen ihren Formen aufzufinden wissen, daher diesen Formen Verehrung bezeigen und an ihrem gemeinsamen Kerne um so treuer festhalten, als er dem religiösen Hader entgegen zu kämpfen hat. Auch der Kirche, dem ehrwürdigen Bau — hier von Jahrhunderten, dort von beinahe Jahrtausenden, darf er nicht fremd oder ablehnend gegenüberstehen. Er, dessen schaffender Geist nicht durch Reflexion erstickt ist, der sich also an Gestalten mehr als an Philosophemen, freilich auch mehr als an Dogmen freut, er wird nicht mit wissenschaftlichem Vornehmthun über jene Bilder und Heiligthümer lächeln, vor denen das Volk auf den Knien liegt, sondern er wird unter ihrer Schale den Kern erkennen und sie um eines solchen willen desto eifriger, auch nicht blos als ehrwürdige historische Gebilde, vertheidigen.

Wir müssen hier noch eines Lebenselementes erwähnen, das bei seiner Gestaltung im deutschen Gemüthe der Religion verwandt war, nunmehr aber entwerthet erscheint, und welches, obwohl viele Dichter sich in ihm mit Vorliebe abschließen, doch einer Läuterung durch wahrhafte Poesie bedarf. Es ist die Liebe, die in dem neuen Roman häufig zur Liebelei herabsinkt. Die Liebe ist zwar ein Hauptmoment in der Ausbildung, Ergänzung, Vollendung der Persönlichkeit, weil wir Germanen das Reinmenschliche, das Ideale im Weibe persönlich anzuschauen gewohnt sind. Daher bildet sie freilich einen Ersatz für die verlorene Poesie der heroisch-epischen Weltanschauung; doch sind wir gegenwärtig durch Modebilder und modische Gestalten einigermaßen in jener weihevollen Auffassung gestört. Ueberdies wünschen ja die Frauen selbst, aus dem Liebesleben in ein thätiges einzutreten. Sie werden dadurch zu Gestalten mehr für den Roman der Arbeit als den Liebes- oder gar Ehebruchsroman, und der Dichter mag sich vorsehen, daß man ihm glaube, wenn er in gewissen Fällen der Liebe noch die alte Kraft zuschreibt. Vorläufig wird es genügen, jenes herzbildende Gefühl von der unsauberen Sinnlichkeit, mit mit welcher einige vielgelesene Autoren, des Namens von Dichtern unwerth, es versetzt haben, zu läutern, und es so für unser Seelenleben wieder zu gewinnen.

So trifft der Dichter denn überall auf feindselige Bildungen und Mißbildungen, Ideen und Irrthümer, mit denen er den Kampf, schon um seiner eigenen Kunst willen, aufzunehmen hat. Wahrlich, er muß an Charakter, Wahrhaftigkeit und Eifer selbst ein Held sein, um den Streit der Gegenwart in der Brust seines Helden zu sammeln und durch dessen That und Schicksal zum Austrage zu bringen.

Hier erhebt sich ein wichtiges Bedenken. Da nämlich die Persönlichkeit heute nur innerhalb staatlicher und sittlicher Schranken zur Geltung kommt und durch dieselbe in ihrer Willkür, ja mitunter in ihrer berechtigten Entfaltung behindert ist, so entsteht die Frage, ob der Roman, der ein Abbild des Lebens gewähren soll, einen Helden im eigentlichen, nicht blos gebräuchlichen Sinne des Wortes haben könne. Auch hat die Geschichte der letzten Jahrzehnte uns so gewaltige Persönlichkeiten vor Augen geführt, daß wir uns mit diesen Heldengestalten der Wirklichkeit gerne begnügen und dem Romanheldenthum abhold werden. Daraus geht dann hervor, daß ein Romandichter, der ein wirksames Kunstwerk schaffen will, keinen unbedeutenden Gegenstand wählen darf, sondern einen solchen, der seiner Hauptperson Gelegenheit zu heldenhafter Bethätigung seiner Leidenschaft und Entwickelung seiner Kräfte gewährt. Der ächte Dichter wird auch so nicht in Verlegenheit um Stoffe gerathen, vielmehr wird sein Blick deren mehr entdecken, als seine Kunst im kurzen Leben zu bewältigen vermöchte. Sobald er uns eine bedeutende Persönlichkeit im Streite gegen Mißbräuche, gegen Lüge, Vorurtheile, Selbstsucht, Religionslosigkeit zeigt, sobald er sie uns vorführt im Kampfe gegen die elementaren Gewalten, die der Socialismus und Industrialismus heraufbeschwört, vor Allem aber auch im Kampfe gegen seine eigne unberechtigte oder maßlose Leidenschaft, dann wird er einen Helden gezeichnet haben, der im Siege oder Untergange nicht zu dunkel erscheint gegen die Heldengestalten der Wirklichkeit. Und je mehr der Dichter selber ein Held in solchem Sinne ist, desto getreuer wird er mit dem Bilde seiner Zeit zugleich das Abbild seines eigenen Seelenlebens zu liefern vermögen, das eine Rückspiegelung des ersten ist.

Es liegt in der Natur unsrer staatlichen und geselligen Einrichtungen, daß die That dem Individuum, also auch dem Helden einer modernen erzählenden Dichtung, nur in geringem Maße beschieden ist. Wollte der Dichter ihm dieselbe wirkungsvoll zuertheilen, so würde er ihn schnell in Widerspruch mit den staatlichen Gewalten setzen, welche sich die Verwirklichung von Ideen und den thätlichen Kampf gegen die Uebel der Gesellschaft vorbehalten haben. Daher tritt der Held des Romans kaum handelnd auf. Die Conflicte der Seele und des Geistes treten an die Stelle der That, und von dieser wird dem Helden — es müßte denn ein Märtyrer gezeichnet werden — kaum etwas mehr übrig bleiben, als die Kraftäußerungen, mit denen er Meinung und Persönlichkeit zu wahren weiß. Durch diesen Umstand wird der Roman vorwiegend zum Seelengemälde, also die Aufgabe der epischen Dichtung, uns überall nach außen in die Erscheinung zu führen, zwar nicht aufgehoben, aber doch wesentlich beschränkt. Daher denn auch die Gefahr, ein solches Seelengemälde weniger durch Begebenheit als Reflexion zum Ausdrucke zu bringen, eine Gefahr, die bekanntlich viele Romane der Neueren ihrer Wirkung beraubt. Die Reflexion wirkt abschreckend auf die stoffliche Theilnahme auch gebildeter Leser und ist in einer ächten Dichtung schon darum zu vermeiden, weil der Dichter seine Zeit aus dem Uebermaße der Reflexion, einem Uebelstande vielseitiger Geistesbildung und reicher Kultur, zu retten hat. —

Mit der letzten Frage gelangen wir mitten in die Betrachtnng der Form, durch deren Schönheit die Wahrheit des Inhalts zur Wirkung gebracht wird.

Da wir dem Romandichter die Gegenwart und ihren vollen Inhalt, also vorzugsweise auch ihren Kampf, zum Stoff anweisen, so ergibt sich daraus eine Form, welche sich der Kunstform des Drama, also dessen Spannung und Wirkung, zum Muster nimmt. Schon die Neigung unsrer Bühnen, ihrem Publikum Romanstoffe in dramatischer Gestalt vorzuführen, wobei freilich meistens unkünstlerisch verfahren wird, beweist die Verwandschaft der beiderseitigen Formen, und ohne die Grenzen der beiden Kunstgattungen zu übersehen, behaupten wir doch, daß der Roman ein erweitertes und psychologisch ver-

tiefstes Drama sein soll. Mit diesem Muster ist zugleich eine straffere Zucht für den Roman gewonnen, welche der Verwilderung Schranken setzt.

Längst gilt das Drama als Muster für die Novelle, in welcher die Begebenheit, schnell fortschreitend, die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Lesers kunstgerecht vorbereiten und fesseln, erregen, steigern und über die Verwickelung oder die Katastrophe hinaus spannen soll. Auch für die Zeichnung der Gestalten sind wie im Drama wenige markige Striche vorgeschrieben, Schilderungen sehr eingeschränkt, Episoden verpönt. Dieser entschiedene Anschluß an das Drama hat die Arbeiten unsrer besten Novellisten vor der Willkür und Maßlosigkeit bewahrt, der auch viele unsrer guten Romandichter verfallen sind, und unser Roman würde die Geltung als Kunstwerk höherer Gattung mit mehr Sicherheit erlangen, wenn er sich im Hinblick auf die höchste Gattung zu strafferen Formen bequemte. Die Feder des Dichters würde dann nicht gar zu wortreich ins Gerathewohl hineinschreiben, das Mißverhältniß der einzelnen Theile würde schwinden, die Episode nicht überwuchern, die breiten Landschafts- und Personenschilderungen, die gegenwärtig fast nur nach Schablone gearbeitet werden, müßten einer markigen, sicheren Zeichnung weichen, und die zögernde, durch Reflexionen, gelehrten Kram oder bloße Worte sich mühsam hinschleppende Begebenheit müßte einen stetigen, ächt epischen Verlauf nehmen. Zehnbändige Romane würden dadurch allerdings unmöglich. Aber schon vor dreibändigen empfindet jeder Kundige eine gewisse Scheu, und wir sind der Ansicht, daß die Dichter viel besser in die Breite und Tiefe des Volkes wirken könnten, wenn ihre Romane einen starken Band niemals überschritten. Denn ein Kunstwerk kann sich nie durch Weitschweifigkeit und vielverzweigte Anlage, sondern lediglich durch knappe Form und leichten Ueberblick als solches erweisen. Das gilt von jeder Kunst, auch von der Dichtung. Je leichter Auge und Geist das Werk mit allen seinen Theilen zusammenschauen, je seltener sie abschweifen und sich bemühen müssen, Einzelnes herbeizuholen und in's Ganze zu fügen, desto besser vollendet erscheint ihnen das Kunstwerk.

Es besteht zwar inbetreff der Motive, der Ausdehnung und der Wirksamkeit ein bedeutender Unterschied zwischen epischen und dramatischen Stoffen; indessen, ist auch nicht jeder Stoff, der einen vortrefflichen Roman liefern könnte, eben so wirksam dramatisch zu behandeln, so läßt sich doch das Umgekehrte behaupten, daß jeder dramatische, sofern er nämlich aus dem Leben der Gegenwart gewachsen ist, sich desto wirksamer erzählend behandeln läßt. Denn ein und derselbe Stoff gestaltet sich, je nach der Anlage der Dichter, in ihnen entweder dramatisch oder episch, und weil die Idee, der Kern der Handlung oder Erzählung, hier wie dort der gleiche ist, so wird sich auch die aus ihm entspringende schöpferische Arbeit, die Hauptgestalten, die Scenerie, das Detail nur unwesentlich unterscheiden. Der Romandichter, vielleicht unfähig, den Stoff mit allen seinen Ausläufern straff zu sammeln und so dramatisch wirksam zu machen, wird ihn durch die seinem Talente zusagende Behandlung desto besser erschöpfen, und während der dramatische Dichter uns durch die Wucht der Handlung mit fortreißt und außer Athem bringt, wird der Romandichter durch den gemessenen Fortschritt seiner Erzählung und den ruhigen Einblick in die Entwickelung der Charaktere und Begebenheiten eine behaglichere Wirkung in uns hervorbringen. Ja, er wird, durch Raum und Zeit nicht beschränkt, manches Bedenken gründlich forträumen, über welches der Schwung des Dramas unser Urtheil nicht immer forthebt, und so wird er unserm Drange nach Wahrscheinlichkeit und Wahrhaftigkeit vollkommener genügen. Was im Schauspiel die Coulissen nur sinnlich und mangelhaft vorspiegeln, weiß er durch farbige Schilderung zu beleben; was der Schauspieler durch Erscheinung, Sprache, Geberde unvollkommen andeutet, läßt er uns durch Einblick in die Seelen der handelnden Personen genau und gewissenhaft erkennen, und obwohl der Roman die Wirkung des hohen Dramas nicht erreicht, so wird es ihm doch leicht werden, über das Gauklerdrama unsrer Gegenwart zu triumphiren.

Man hört häufig den Vorwurf, der und der Roman entbehrte der Handlung, gerade als hätte man an einen solchen gleiche Anforderungen wie an das Drama zu stellen. Soweit jener Vorwurf nicht aus der Kritik der Geschäftsautoren und Verleger stammt, welche unter „Handlung" eigentlich nur den Stoff verstehen, mit dem sie ihr Publikum

vollstopfen wollen, scheint er uns sehr berechtigte Forderungen des modernen Lesers auszudrücken. Bei dem politischen, wissenschaftlichen, gewerblichen Eifer der Gegenwart, den wir selbst für eine lebhafte Betheiligung an der Literatur schwerlich eintauschen möchten, erhascht der Leser selten eine Stunde für den Genuß eines Romans. Auch ist der mehr arbeitende als genießende Deutsche selten geneigt, sich mit einem weitschweifigen, mehr wort- als gedankenreichen, mehr reflectirenden als erzählenden Buche behaglich einzurichten. Er verlangt von einem Buche, daß es seine Aufmerksamkeit sofort fessele, seine Theilnahme fortwährend steigere, den Gegenstand schnell erledige und ihm einen bleibenden Eindruck hinterlasse. Anders erscheint die Stunde der Erholung ihm schlecht angewandt.

Solchen Anforderungen aber vermag nur das Drama zu genügen, oder ein Werk, das möglichst nach den Gesetzen des Dramas, sei es des höheren oder des Lustspiels, gebaut ist. Daher führe die Einleitung des Romans den Leser mitten in die Sache, ein Hauptheld gewinne schnell dessen Theilnahme, ein erregendes Moment, in der Brust des Helden entstanden, setze die Handlung in Bewegung; Steigerung, Höhepunkt, tragisches oder doch entscheidendes Moment, fallende Handlung ohne überwuchernde Episode bringen die Begebenheit schnell zum Austrage; ein Moment der letzten Spannung suche den ermüdenden Leser noch ein Mal aufzustacheln, die Katastrophe umschließe zuletzt die nothwendigen Resultate der Dichtung und führe den Leser wortkarg und prunklos dem Schlusse zu. Hier empfiehlt sich, was übrigens mehr opernhaft als dramatisch ist, in einem Schlußbilde dem Gedächtnisse die Gestalten nochmals zu vergegenwärtigen, mit denen der Leser auch für die Zukunft befreundet bleiben soll.

Der Dialog übrigens, durch welchen einige Romanschreiber ihren Erzählungen einen Schein dramatischen Lebens zu verleihen trachten und ihre Bücher aufblähen, ist in seinen übermäßigen Ausdehnungen mitnichten statthaft. Denn darf der Romandichter sich zwar bei dem dramatischen Raths holen, so soll er doch nie vergessen, daß sein Werk ein episches, kein dramatisches werden soll. Ein Roman aber, der überwiegend aus Gesprächen besteht, mögen dieselben auch so piquant sein wie die Kunstrichter es fordern, verletzt die epischen Grundsätze gröblich. Der Dialog ist nur so weit statthaft, als er den Gestalten des Romans Leben verleiht; Ereignisse aber sollen erzählt, nicht in Gesprächsform gezwungen werden. Welcher Romandichter die Sprache nur im Dialog beherrscht, der beherrscht sie in geringem Grade.

Es bedürfte kaum der Erwähnung, daß von allen Erfordernissen, die der Roman als Kunstwerk zu erfüllen hat, eine kunstvolle Sprache das unentbehrlichste sei. Und zwar nicht die echt epische, welche ihr Maß im Verlaufe der Dichtung kaum ändert, sondern die individualisirende, welche jenes nach Gebühr anwendet und modelt. Und endlich: Der Roman ist aus der Prosa, oder doch aus dem Widerspruche des Dichters gegen die Prosa hervorgegangen; er verläuft zuletzt in Prosa; denn der Gegensatz gegen diese mag zur Geltung gelangen oder sich abstumpfen, immer schließt er, sobald der Born poetischer Thatsachen und Empfindungen verrauscht ist, mit einem befestigten Zustande, der bald zu einem dauernden, also zur Prosa wird. So vermag denn der Roman mit der Prosa nicht gründlich zu brechen, und was er seinem Inhalte nach nicht vermag, das soll er auch nicht der Form nach. Ein Roman in Versen ist folglich ein Unding.

Aber die Sprache des Romans sei durch Angemessenheit wahr, durch Knappheit gediegen, durch Wohlklang schön, so wird sie, beseelt vom ächten Dichtergeiste, dieselbe Wirkung wie der Vers an seiner Stelle hervorbringen. Auch sie wird dazu beitragen, daß die Kunstgelehrten den Roman nicht als eine Zwittergattung geringschätzen, sondern ihm seinen Platz zwischen Drama und Epos anweisen werden, weil er zwar weniger lebendig als jenes, doch wahrhaftiger als dieses ist. —

Halten wir nun Umschau unter denjenigen Romanen, die uns während der letztverflossenen Jahrzehnte als die besten empfohlen wurden oder erschienen sind, so finden wir, daß die Anforderungen, die wir gerechtfertigt haben, schon als ideale, von keinem derselben erfüllt werden. Vielleicht haben die Dichter den Anspruch, Kunstwerke höherer Gattung zu schaffen, ohnehin aufgegeben und dafür undichterischen Zwecken desto breiteren

Raum gewährt. Wir fürchten übrigens nicht, daß unter der Ueberfülle von Romanen, deren wir uns zu erwehren hatten, sich jener verborgen halte, welcher unsrem Ideal-roman am nächsten käme.

Es erscheint uns nicht als unsre Aufgabe, die stattliche Reihe auch der vortrefflichen Romane, die unsre neueste Literatur gleichwohl hervorgebracht hat, zu mustern. Wir sondern demnach von unsrem Urtheil die Gruppen von Romanen ab, die unsern Bedingungen eines wahrhaften Kunstwerkes in irgend einer Rücksicht widersprechen, mögen dieselben ihren Ruf nun ihrem Werthe oder minder wichtigen Ursachen verdanken. Vor Allem also die wirklichen oder sogenannten historischen Romane im engeren Sinne, mögen dieselben, wie Ruhe ist die erste Bürgerpflicht und Isegrimm, eine kaum vergangene Zeit wählen, um gewissen Jahren der Schmach und Niederlage einen Spiegel vorzuhalten, oder, wie Ekkehard einen modernen Keim in altersgraue Zeit verpflanzen, oder gar aus dem poetischen Gebiet in das der Geschichte hinübergreifen, deren Lücken ausfüllen und Streitfragen durch erdichtete Thatsachen beantworten.

Ferner sondern wir ab die zahl- und bändereiche Gruppe der Socialromane, die uns ein Abbild unfertiger Zustände, oder gar der Willenlosigkeit und der sittlichen Zerrüttung liefern, ohne das Gesetz und die Heilung dichterisch herzustellen. Wir legen sie mit um so geringerem Bedenken beiseite, wenn sie in unsre jüngste Literatur Stillosigkeit und Sprachverwilderung einführen halfen. In ihrem Gefolge fanden wir einige vortreffliche Arbeiten, die nicht allein unsre, sondern Beachtung auch über Deutschland hinaus gefunden haben. Sie sind von den Anschauungen der letzten Jahre beseelt, ihre Wurzel aber haftet noch in der Verstimmung, der Schmach, der Spaltung jüngstvergangener Jahre und theilt dem Wachsthum wie der Blüthe ihre scharfen Säfte mit. Diese Romane sind zum Theil von kulturgeschichtlichem Werthe, bringen aber keine dichterische Sühnung, lassen also den dichterischen Geist vermissen, der uns über die peinlichen Fragen der Zeit forthebt.

Unsrem Urtheil ferne stehen auch, so kräftig sie gegen den zerfahrenen belletristischen Stil ankämpfen, jene Arbeiten, durch welche die Dorfgeschichte zum Roman erweitert, oder Novellen an einen schwachen epischen Faden gereiht werden; ferner die Romane aus der Aristokratie, die sich vornehm und schüchtern vor dem realen Leben zurückziehen, und vollends jene Donjuanromane, welche sich an die Reihe der Ritter- und der spanischen Spitzbubengeschichten anschließen und eine träge, rücksichtslos, zum Theil straflos genießende Aristokratie verherrlichen.

Den exotischen Roman lassen wir nur darum unberücksichtigt, weil wir auf seinem Gebiete keine gewissenhaften Arbeiter fanden.

So bleibt denn aus der Ueberfülle unsrer Romanliteratur nur eine Dreizahl von Arbeiten übrig, bei welcher wir eine annähernde Uebereinstimmung mit unsren Forderungen empfinden. Es sind: Soll und Haben, Ut mine Stromtid, Die letzte Reckenburgerin.

Unsre Vorliebe für diese Romane zu rechtfertigen, hieße niederschreiben was oft geschrieben ist. Wir haben hier nur den Vorbehalt zu bekennen, unter welchem wir ihnen die Palme geben.

Wir haben Soll und Haben oft gelesen, nicht nur weil es uns Bedürfniß war, diese vortreffliche Arbeit stets frisch im Gedächtnisse zu halten, sondern auch in dem Bestreben, unsern Genuß und Beifall von gewissen peinlichen Eindrücken zu läutern. Wir haben uns von denselben nicht zu befreien vermocht. Die Hauptkräfte des Autors sind Studium und Geschmack. Doch beseelt schien uns sein Werk nicht von jenem dichterischen Hauche, der unsre Brust während des Genusses fast eben so mächtig wie die des Dichters schwellen soll, sondern von einem sehr kräftigen Geschäftstriebe. Es gemahnte uns fast, als hätte der Autor seinen Roman bewußterweise für ein zahlungsfähiges Publikum geschrieben, für welche es sich sorgfältiger Arbeit schon verlohnte. Daher schienen uns auch seine Gestalten zwar aus dem Stoffe des Lebens gegriffen, doch mehr sauber geknetet und geglättet, denn mit Feuerodem belebt, einzelne volksthümliche Gestalten sogar, welche viel Bewunderer gefunden haben, nur angenehm vorgegaukelt. Die Moral schien

uns von jener Art, die sich breitspurig hinstellt und mit verweisendem Zeigefinger docirt. Auch der Humor des Verfassers ist just der, den er kennt: Grundlage des Humors ist die souveraine Freiheit eines reichen Gemüths, welches seine überlegene Kraft an den Gestalten seiner Umgebung mit spielender Laune erweist. (Techn. d. Dr. S. 261.) Das ist der Humor des feingeistigen Aristokraten, dem Arbeit und Leben sich wohl gestalten, und der beim Anblick des Elends und der Verworfenheit zu sagen pflegt: „Es ist nicht so schlimm.“ Aber wir suchen vergeblich das erfahrungsreiche Herz, das, vom Zwiespalt zwischen Ideal und Leben zerklüftet, im Humor, als dem Erzeugniß der Selbstlosigkeit und Menschenliebe, seine Beruhigung gefunden hat. Dieser Humor findet sich erst zur gereiften Erfahrung, also zum alternden Menschen, und wächst mit der Erfahrung und dem Alter, soweit dieses eine Fortentwickelung des Geistes überhaupt zuläßt. Der Humor aber, mit welchem der Autor von Soll und Haben seine überlegene Kraft in spielender Laune zeigt, nimmt mit den Jahren ab, sodaß seine vortrefflichen kulturhistorischen Bilder, die er als Autorität „Roman“ nennen darf, von Humor keine Spur mehr aufweisen. Indessen sind diese hoffentlich nicht sein letztes Werk, und wir haben in dem letzten Theile der Ahnen, welcher der Gegenwart angehören soll, ein Kunstwerk zu erwarten, das von unsren Ansprüchen keinen unerfüllt läßt.

Mit wahrem Humor lächelt uns Ut mine Stromtid. Dieser Humor spricht keine Silbe, die man dem vielgeprüften Dichter nicht glaubte. Er ist der warme Odem, der die Gestalten des Romans so lebenskräftig macht, daß wir sie zur Erquickung unsres eignen Daseins nicht entbehren können. Wir widersprechen keinem Lobe, das der genannte Roman erfahren hat; auch ist sein Idiom uns geläufig, und folgten wir allein unsrem Urtheil, so stellten wir Ut mine Stromtid hoch über Soll und Haben und erklärten ihn für den besten Roman, den unsre Literatur, nicht nur im letzten Vierteljahrhundert, hervorgebracht hat. Aber das Idiom beschränkt die Wirkung des Romans auf den deutschen Norden, und so vermag unsre Anerkennung auch nicht für das ganze deutsche Volk zu gelten. Denn die Wirkung des Romans hängt mit seinem plattdeutschen Idiom auf's innigste zusammen, Entspekter Bräsig besteht nur durch sein „Missingsch“, und es ist nicht wahr, daß eine Uebertragung in's Hochdeutsche alle Vorzüge des Originals auch nur annähernd wiederzugeben vermöchte.

Mit der hohen Anerkennung des Romans Die letzte Reckenburgerin zollen wir der dichtenden Frauennatur unsern Tribut, in welcher die Poesie nicht durch Bildungswust verstäubt ist. Dort finden wir die meisten unsrer Forderungen wieder. Der Stoff ist der lebendigen Wirklichkeit entnommen und durchhaucht von inniger Begeisterung für die edelste Form der Frauenemanzipation: Für die Selbstbefreiung von aller Trägheit, Eitelkeit und Seelenschwelgerei. Dabei schreitet die Begebenheit mit dramatischer Energie vor und läßt sich nur selten durch Reflexion aufhalten. Daher Ebenmaß und leichte Uebersicht, welche durch mäßigen Umfang erleichtert wird. Eine kernige, männliche Sprache, die sich nicht selten zur Mustergiltigkeit erhebt, gibt dem Werke die Vollendung, und wir vermuthen, daß die Feder eines hochgebildeten Mannes durch das Manuscript gegangen ist. Anders würde durch die Bezeichnung männlich die Frau verlieren was der Autor gewinnt. Wir halten den Roman für einen pädagogischen im edelsten und höchsten Sinne, zumal in der Frauenwelt. Auch für die Männerwelt, aber nicht so entschieden wie dort. Darin liegt die Schranke, die sich eine edle weibliche Dichternatur bei ihrer Arbeit mit Selbstkenntniß auferlegt hat.

Pariser Theaterbriefe.

Von **Gottlieb Ritter.**

VII. Miß Multon von Eug. Nus und Ad. Belot.

Vor ungefähr acht Jahren wurde im Théâtre du Vaudeville eine dreiaktige Komödie mit ziemlichem Erfolg und unter demselben Titel aufgeführt, wie das jüngst im Ambigu als Novität und demgemäß unter Verschweigung des Autors auf den Theaterzetteln gegebene fünfaktige Drama: Miß Multon. Im Grunde handelt es sich um ein und dasselbe Stück, nur daß die Verfasser Eugène Nus und Adolphe Belot den schon einmal im Roman und im Drama behandelten Stoff einer Retouche unterworfen und vermehrt und aufgefrischt dem arglosen Publikum als ein neues Produkt ihrer Muse vorgesetzt haben. Diese vermehrte und verbesserte Auflage enthält zwei neue Akte, wovon der erste ein ganz überflüssiges Vorspiel ist, der andere den Epilog bildet und beide zusammen die abscheulichste Verballhornung ausmachen, die jemals ein Autor an seinem eigenen Geisteskinde begangen hat. Halten wir uns vor der Hand an die erste Fassung.

Miß Multon gehört zu jener Klasse kompromittirter, geschiedener, ausgestoßener Frauen, denen der jüngere Dumas in so präciser und geistreicher Weise die Diagnose gestellt hat. Aber Miß Multon bildet einen durchaus eigenen Fall, so typisch ihre Schuld sein mag. Auch sie ist eine Frau, die an der Seite eines wackern und liebenswürdigen Mannes das glücklichste Familienleben führte, plötzlich der Lockung einer Laune folgte, dem häuslichen Herd entfloh und bald, von dem Verführer verlassen, der blutigsten Reue anheim fiel. Sie ist in vorgeschriebener Weise kompromittirt, geschieden und ausgestoßen und besitzt somit die zum Eintritt in jene Welt, „wo die Liebe leichter ist als oben und wohlfeiler als unten" erforderlichen Eigenschaften. Sie braucht jetzt nur eine Collegin mit derselben Vergangenheit anzutreffen, und bald nennen sie Beide „ein Unglück, was ein Fehler, einen Irrthum, was ein Verbrechen war und fangen an sich gegenseitig zu trösten und zu entschuldigen. Wenn sie ihrer Drei sind, laden sie sich zum Diner ein, wenn sie Vier sind, machen sie einen Contretanz u. s. w." Aber die Heldin der Herren Nus und Belot schlägt einen Weg ein, den Dumas fils nicht vorausgesehen und der nichts mit der obigen Gruppirung gemein hat. Ihr Verführer hat sie mit sich nach England genommen und dort plötzlich verlassen. Bei einem Eisenbahnunfall in der Nähe von Glasgow schwer beschädigt und entstellt, wird sie todt gesagt, und ihr Gatte, der Advokat de Latour, geht nach Jahren, von dem in Folge eines Mißverständnisses amtlich constatirten Tode der Ungetreuen überzeugt, eine zweite Ehe ein, worin er das in der ersten verbrecherisch zerstörte Lebensglück wiederfindet. Die Entflohene wird nach zehn Jahren endlich von der Sehnsucht nach ihren beiden Kindern verzehrt; sie hat nur noch einen Gedanken, ein Ziel und einen Traum, nach Frankreich zu gehen, ihre Kinder zu sehen und dann zu sterben. Sie glaubt, dies um so eher wagen zu dürfen, als sie verschollen und vergessen, von jenem Unglücksfall entstellt und von der Zeit, den Entbehrungen und den Leiden der Reue und des Kummers gealtert ist. Sie erfährt, ein ihr bekannter Arzt in London suche für eine französische Familie eine Gouvernante

und begibt sich mit Empfehlungsschreiben versehen zu ihm. Die französische Familie ist niemand anders als die — ihres Gemahls, der für ihre Kinder eine Erzieherin sucht. Sie erkennt darin einen Wink des Himmels und reist als Empfohlene des Doktors Osborn nach Paris, in das Haus desjenigen, dessen eheliches Glück sie muthwillig zerstört hat. Die Ehebrecherin, die sich wieder in die Nähe ihres Gatten und in den Schooß seiner Familie drängt, ist allerdings ein neuer Typus, von dem sich Dumas und Augier nichts träumen ließen.

Der Fürsprecher de Latour bewohnt in der Nähe von Paris noch dasselbe Landhaus, wie zur Zeit jener Familien-Katastrophe. Seine zweite Frau ist eine vortreffliche Gemahlin und liebevolle Mutter ihrer Stiefkinder. Wohl konnte diesen Beiden, die im Alter von dreizehn und vierzehn Jahren stehen, der Umstand nicht verschwiegen werden, daß ihre leibliche Mutter todt sei, aber Frau de Latour läßt den Verlust gänzlich vergessen. Im Hause befindet sich außerdem noch ein lebendiges Inventarstück in der Person des alten Belin, der gerne seine Stubengelehrsamkeit auskramt und die Kinder Latours unterrichtet. Das idyllische Zusammenleben dieser vier Menschen wird durch die Ankunft der angemeldeten englischen Erzieherin Miß Multon unterbrochen. Ihr Plan, wieder Platz zu nehmen an dem von ihr entweihten häuslichen Herd, ist natürlich unhaltbar; sie wird erkannt oder sie verräth sich selbst oder Beides zugleich. Erst fällt ihre Maske vor Belin, dann vor der zweiten Frau ihres Gemahls, und zuletzt vor Latour selbst. Das gibt naturgemäß Anlaß zu drei auf einander folgenden Scènes à faire, die von den Autoren zu drei Akten erweitert wurden, während ein einziger Aufzug vollkommen hinreichen würde.

Wie bereits gesagt wurde, ist der biedere Belin der Erste, der Miß Multon erkennt. In Abwesenheit von Herrn und Frau de Latour empfängt er die angemeldete Engländerin und sogleich erkennt er in ihren Gesichtszügen eine unverkennbare frappante Aehnlichkeit mit der ersten Frau seines Herrn. Er beschwört sie, die Rückkunft des Herrn de Latour nicht abzuwarten und freiwillig a priori auf die Anstellung gegen Reisevergütung und anderweitige Remuneration zu verzichten, denn ihr Aussehen müsse in Latour eine peinliche Erinnerung an seine ungetreue erste Frau wachrufen . . .

Miß. Sie jagen mich also davon?

Belin. Ach Gott, ich habe nichts gegen Sie persönlich. Es ist ein Unglück, ein verhängnißvoller Zufall. Die Stelle, die Sie hier verlieren, werden Sie anderweit leicht wiederfinden. Ich werde Ihnen das ehrenvollste Zeugniß ausstellen, und für die gegenwärtige Benachtheiligung bitte ich Sie, selbst eine gebührende Entschädigung zu bestimmen.

Miß. Eine Stelle, ein Zeugniß, eine Entschädigung! das sagen Sie mir?

Belin. Aber, Madame, was wollen Sie denn?

Miß. Ich will . . . (Sich hoch vor ihm aufrichtend.) Ich will meine Kinder!

Belin. Madame! . . . Was haben Sie gesagt? Nein, nein! . . . Es ist nicht möglich . . . Ihre Kinder! . . . Sie rasen oder bin ich toll? Ihre Kinder! Reden Sie! reden Sie!

Miß. Sie sehen, Fernande de Latour ist nicht todt! Sie gibt sich zu erkennen und Sie zögern noch, Sie anzuerkennen?

Belin. Oh, was sagen Sie da! . . . (Er sinkt halb ohnmächtig auf einen Fauteuil.)

Miß. Mein Gott! (Eilt gegen die Thür.)

Belin. Nein, rufen Sie niemand! Es geht mir besser . . . es ist vorbei . . .

Miß. Herr Belin, wenn zehnjährige Leiden und Gewissensbisse, wenn der freiwillige Tod, wozu ich mich verurtheilte, meinen Fehler nicht sühnen konnten, dann muß man an der himmlischen Barmherzigkeit und der göttlichen Gnade verzweifeln.

Belin. Sie leben! . . .

Miß. Ich lebe, weil der Selbstmord ein Verbrechen ist und weil der Tod mich verschmähte.

Und nun erzählt sie in einfachen, ergreifenden Worten dem alten Manne ihre Leidensgeschichte seit ihrer Flucht aus dem Hause ihres Mannes bis zum Versuch, unerkannt und als Fremde wieder dahin zurückzukehren. Sie schildert den Eisenbahnunfall der die sündige Fernande de Latour in den Augen der Welt zur Todten machte und die büßende Miß Multon hervorrief.

Miß. Ich war todt, es war mir halb vergeben. Man verweigert nicht eine Thräne denjenigen, die nicht mehr sind und wäre es auch nur eine Freudenthräne, wenn die Sterbenden uns befreien; ich fühlte, wie jene Thräne auf mein Herz fiel und seine Schmerzen versüßte. Ich sah, wie der Mann, welcher in der Ferne an mich Verbrecherin gekettet war, frei und glücklich sich erhob und froh in die Zukunft schaute. Ich sah die Kinder, die nun nicht mehr zu erröthen und zu stocken brauchten, wenn man sie fragt: Wo ist eure Mutter? und die mit der Antwort: Sie ist todt . . .

die durch die Trauer auferlegte Ehrerbietung für eine ihrem Gedächtniß dargebrachte Huldigung nehmen könnten ... Als ich das Haus verließ, wo man die Schwerverletzte aufgenommen hatte, da sagte man auf der Schwelle zu mir: Sarah Multon, Gott schütze Sie! und es schien mir wie eine zweite Taufe.

Belin. Dies Alles ist so unfaßbar ... Kaum sammle ich meine Gedanken ... Niemals in der Weltgeschichte ... Aber weshalb sind Sie denn gekommen?

Miß. Warum? Weil ich eine Mutter bin!

Belin. Sie thäten besser, wenn Sie es ganz vergessen würden.

Miß. Vergessen! Glauben Sie denn, ich habe jemals meine Kinder vergessen?

Belin. Was hoffen Sie denn?

Miß. Ich hatte nichts mehr zu hoffen, denn Alles schien vorbei. War es da nicht Gott selbst, der meine Hand ergriff und mich hierher führte? Was soll ich jetzt noch fürchten? Werden Sie vielleicht zu Herrn de Latour sagen: Nehmen Sie diese Frau nicht unter Ihrem Dache auf, es ist nicht Miß Multon es ist Fernande?

Belin. Aber Madame ...

Miß. Fürchten Sie, ich werde mich verrathen? Dort im Garten waren sie ... zweimal, indem ich mit Ihnen sprach, erblickte ich sie, wie sie durch die Allee gingen ... Haben Sie mich beben sehen? Dieses Haus, wo ich gelebt und geliebt habe, wo ich ihren ersten Schrei vernahm und ihre erste Liebkosung empfing, — dies Haus, das ich in Schande und Verzweiflung verließ: habe ich es nicht wie eine Fremde betreten?

Belin. Madame, ich verberge es Ihnen nicht: diese Verläugnung ist groß, aber Ihr Plan, wenn auch ohne Zweifel bewundernswerth, ist unausführbar.

Miß. Weshalb denn?

Belin. Sie können nicht hier unter einem Dache bleiben ... Nein, nein, es ist unmöglich! Es ist schon genug, daß ... Ach, mit meiner Ruhe ist es aus! Was dann, wenn Sie hier bleiben? Madame, Madame, ich beschwöre Sie! ... Mein Gott, wenn man Sie hier finden würde! ... Aus Mitleid für die Ruhe Ihres — dieses Mannes, der so viel gelitten hat, dieser Frau, die für Ihre Kinder eine zweite Mutter geworden ist, dieser Kinder, die niemals wissen dürfen ... niemals ahnen sollen ...

Miß. Nichts, mein Herr, nichts sollen sie wissen, nichts ahnen, ich wiederhole, ich schwöre es Ihnen! Was Sie aber von mir verlangen, ist unmöglich sein soll: ist es irgendwie mein Werk? Ich habe nichts geplant, nichts vorbereitet. Die Vorsehung hat es so gefügt. Sie will mir meine Kinder zurückgeben, und Sie verlangen, daß ich es verweigere? Sehen Sie mich an und verstehen Sie mich wohl: ich bin zu Allem entschlossen, wenn Sie mir nicht helfen, wenn man mich ausschlägt, wenn man mich fortjagt.

Belin. Madame!

Miß. Ich lebe noch, und Sie wissen wohl, was das heißen will. Diese Ehe ist null und nichtig — Dieses Weib ist nicht sein Weib!

Belin. Genug, genug! Nein, nein, das werden Sie nicht thun!

Miß. Nein, ich werde es nicht thun, denn Sie werden mich nicht dazu zwingen wollen. Aber meine Kinder will ich, — ich will diese schlichte Stellung bei ihnen, ich will die Führung ihrer Seelen, die Freude ihrer Blicke, die Wonne dieser beiden geliebten Stimmen, ihre Umarmungen — nein, das ist mir nicht gestattet, aber ich werde wenigstens ihre Achtung und ihre Liebe erringen.

Das Wiedersehen mit ihren Kindern geht gut, dasjenige mit ihrem einstigen Gemahl ziemlich gut vorüber. Zwar hat auch Letzterer, wie Belin, eine täuschende Aehnlichkeit der englischen Gouvernante mit seiner ersten Frau sofort herausgefunden, aber er redet sich bald ein, daß er es da mit einem Zufall zu thun habe. Das Verhältniß zu Frau de Latour endlich ist sogar ein vertrauliches, ja ein herzliches geworden, und die junge Frau beichtet der ältern und welterfahrenen Erzieherin all ihr gegenwärtiges Glück und ihre zukünftige Hoffnung ... Man sieht die unausweichliche Scène à faire deutlich kommen und weiß mit Sicherheit, daß zu Anfang des zweiten Aktes, wo sich die beiden Frauen am Arbeitstischchen zum Plaudern niederlassen, die Katastrophe oder wenigstens ein Coup erfolgen muß, der sie einleitet. Die Abwesenheit der Kinder, welche sich ohne Erlaubniß entfernt haben, ist das Diapason des Dialoges. Miß Multon ist voller Sorge für die Kleinen, während Mathilde de Latour sich keine schweren Gedanken darüber macht. Die Kinder, sagt sie, seien durch den Verlust ihrer unwürdigen Mutter nur auf sich selbst angewiesen worden, und es habe ihr selbst die größte Mühe gekostet, das Vertrauen der Kleinen zu gewinnen. Dasselbe sei auch der Fall bei ihrem Mann, der sie nur der Kinder wegen geheirathet habe, während sie doch nach seiner Liebe verlangte. Erst nach heißem Bemühn, erzählt sie weiter und verlängert ahnungslos die Tortur der unglücklichen Miß Multon, wurde ihr Streben, der Kinder und ihres Mannes Liebe wieder zu gewinnen mit Erfolg gekrönt und Latour habe ihr in seligem Geständniß sein

ganzes edles Manneshərz geschenkt und die Vergangenheit vollständig für verschmerzt erklärt.

Mathilde. Entschuldigen Sie mich. (Lachend). Ich ermüde Sie mit meinen Vertraulichkeiten, — ich bin ohne Mitleid.

Miß (beiseit). Oh, ja! . . .

Mathilde. Aber ich bin so glücklich, jemand zu haben, womit ich offen plaudern kann und es scheint mir dann, als lebte ich noch am ersten Tage meines Glücks . . . Ach, wie hat nur diese Fernande, die ihn verrieth, ihn nicht zu verstehen, ihn nicht zu lieben gewußt.

Miß. Vielleicht liebte sie ihn zu sehr.

Mathilde. Sie sagen?

Miß. Ja Madame, es gibt gleichende, gespannte, fiebernde Seelen, für welche die stillen Seelen kein Verständniß haben. Für jene das Auflodern der Leidenschaft, der Wirbel der Sinne, die großen Fehler. Vielleicht war die Unglückselige, deren Platz Sie hier einnehmen, die Sie mit Geschicklichkeit, wie Sie sagen, bis auf das Andenken ausgelöscht haben: vielleicht war diese Fernande eine von jenen Frauen, — vielleicht hat sie für Gleichgültigkeit, für Verachtung die Kälte eines Mannes gehalten, der von seinen Arbeiten in Anspruch genommen und nur mit seiner Zukunft beschäftigt war. Ein übelgedeuteter Blick, ein falsch verstandenes Wort, — mehr braucht es oft nicht, wenn seit Langem schon der Geist sich aufreibt und das Herz versäuert, um eine tolle That zu begehen. Kaum ist aber der Fehler begangen, dann weint man, dann verflucht man sich, man entflieht und stirbt, wenn Gott es erlaubt. Ach, sie haben nicht die Vernunft, nicht die Ruhe, nicht das kalte Blut der stillen Seelen; aber zum Mindesten verzeihen Sie ihnen, denn sie büßen schwer.

Mathilde. Ja, ich glaube und weiß, daß es solche Frauen gibt, wie Sie sie beschreiben; aber ich verstehe nicht, wie Herr de Latour eine von diesen Frauen lieben konnte.

Miß. Wer weiß, ob er sie nicht gerade deshalb geliebt hat, weil sie so war. Es gibt viele Geheimnisse im menschlichen Herzen. Oft entsteht die tiefste Liebe aus solchen Gegensätzen, welche nach der Meinung gewöhnlicher Geister die Liebe tödten sollte. Es gibt wahrhaft erhabene Seelen, welche der Schmerzen halber lieben, die man ihnen bereitet, und in ihrem Herzensdrang rings um sie das verbreiten, was Heiligstes im Menschen lebt. Erbarmen und Gnade.

Mathilde. Erbarmen, Gnade, es sei! aber Liebe?

Miß. Warum nicht?

Mathilde. Liebe ohne Achtung und Ehre?

Miß. Das Herz vernünftelt nicht, Madame.

Mathilde. Glauben Sie also, daß Herr de Latour noch immer jenes Weib lieben könnte, das ihn verrathen hat?

Miß. Was weiß ich?!

Mathilde. Es ist unmöglich.

Miß. Sie sehen, daß es möglich ist, denn sie befürchten es!

Mathilde (wirft sich dem eintretenden Latour in die Arme). Ah! nicht wahr, Du liebst mich?

Latour. Weshalb diese Frage? Was soll das? Wer sagt, ich liebe Dich nicht? (zu Miß Multon) Sie, Madame?

Mathilde. Schelte sie nicht, ich bin toll. Höre, was vorgefallen ist. Wir ließen uns in ein Gespräch ein über die Liebe. In der Hitze der Unterhaltung behauptete Miß Multon, daß gewisse Frauen sich geliebt glauben ohne es zu sein, daß sie für Liebe halten, was doch blos ein Gemisch von Achtung und Zärtlichkeit sei . . . Da ergriff mich eine kindische Furcht, und da Du gerade eintrafst, flog ich Dir entgegen, damit Du mich beruhigen möchtest.

Latour. Ich glaube, Miß Multon, daß Sie unrecht hatten, in der Liebe Unterschiede zu machen. Meines Erachtens gibt es nur eine Liebe, die ehrliche Liebe, die zu aller Hingebung und zu allen Opfern bereit ist, die einzige, die ein Weib von Herz fühlen kann und die einzige, die sie einflößen soll. Die andere Liebe, wovon Sie reden, ist die Folge einer moralischen Fäulniß. Ich will sie nicht kennen und ich würde mich schämen, sie einzuflößen. Ich schwöre Dir, Mathilde, daß ich Dich so sehr liebe, als man überhaupt lieben kann, daß ich Dich aus ganzer Seele liebe. Zweifle nicht an mir, zweifle niemals! Nichts vermag uns zu trennen. Komm, Mathilde! (Führt sie in's Nebenzimmer.)

Als nun gar in der folgenden Scene mit den Kindern Miß Multon die noch fortwährende Liebe der Kleinen zu ihrer „verstorbenen" Mutter entdeckt und darob in Ohnmacht fällt, da ist die Frage Mathildens: „Quelle est donc cette femme?" nur ein Nothbehelf der Autoren, welche noch Gelegenheit zu einem dritten Akt haben wollen, während doch schon jetzt die Katastrophe naturgemäß eintreten müßte. In der That bedarf es nicht erst neuer Indicien für Miß Multon's Indentität mit Fernande de Latour und die zweite Frau braucht nicht erst den verlegenen Mitschuldigen Belin zu verhören: die beiden Eheleute ahnen instinctiv die Wahrheit und es bedarf nur einer gründlichen Erklärung, um Miß Multon zu entlarven. Diese erfolgt aber erst zu Ende des dritten Aktes, wo Mathilde zum äußersten Mittel greift, um die Fremde zum Geständniß zu zwingen.

Mathilde. Sie verkehren zu familiär mit meinen Kindern und Sie mißbrauchen, wie Sie sehen, Ihre Hingebung.

Miß. Ich, Madame, zu familiär mit? ... (Sich bemeisternd.) Ich bitte Sie um Entschuldigung, aber ich verdiene diesen Vorwurf nicht.

Mathilde. Sie umarmten Sie doch vorhin, als ich eintrat, so ...

Miß. Ja, es ist das erste Mal, daß ich vergaß, was uns trennt ...

Mathilde. Sie mißverstehen mich, ich bin weder stolz noch eifersüchtig ...

Miß. Noch eifersüchtig ... Oh, ich begreife! ...

Mathilde. Aber um die nöthige Autorität über die Kinder zu bewahren, darf man sie nicht zu viele Freiheiten nehmen lassen.

Miß. Verzeihung, aber Sie selbst ...

Mathilde. Ich ... ich bin ihre Mutter!

Miß (sich vergessend). Ihre Mutter!

Mathilde. Ich glaube nicht, daß mir Irgendwer diesen Titel streitig machen kann.

Miß. Niemand, niemand kann es ... Beruhigen Sie sich!

Mathilde. „Beruhigen Sie sich." Seltsame Worte ... und wie Sie das sagen! ...

Miß. Achten Sie nicht auf meine Worte, ich bitte Sie darum, Madame. Ich bin heute so angegriffen, daß ich selbst kaum weiß, was ich sage.

Mathilde. „Beruhigen Sie sich." Sie wissen also, ohne daß ich es Ihnen gesagt habe, daß hier und da eine unbesiegbare Furcht sich meiner bemächtigt?

Miß. Furcht?

Mathilde. Ja, wenn ich bei ihm, bei meinen Kindern bin ... in jenen traulichen und süßen Stunden, wo das Herz sich am gemeinsamen Herd erwärmt ... Dann erscheint jene Frau, die ich nicht kenne und die ich nie gesehen habe, plötzlich vor mir und setzt sich stumm und eisig in unserer Mitte nieder.

Miß. Welche Frau?

Mathilde. Fernande, deren Gespenst sich zwischen Maurice und mir aufrichtet.

Miß. Und dann ... was dann?

Mathilde. Dann erhebt sich Herr de Latour und verjagt die Ehebrecherin ...

Miß. Ehebrecherin ... Nun, was verlangen Sie mehr?

Mathilde. Ich will, sie sei todt und kehre nicht wieder!

Miß. Fordern Sie sie nicht heraus!

Mathilde. Was wollen Sie damit sagen?

Miß. Man soll den Frieden des Grabes nicht stören, die Todten nicht beschwören, nicht Eitelkeit aus seinem Glücke ziehen, die Gefallenen nicht beleidigen und vor den Leidenden nicht prahlen. Ist denn hienieden etwas beständig? Glaubte die Unglückselige, deren Rückkehr Sie fürchten, sich so nahe am Ende ihrer Leiden? Ein Stein auf dem Wege, eine Kohle, die aus dem Kessel fiel ... und eine Minute darauf waren sie und so viele Andern voll Leben, Gesundheit und Hoffnung — nicht mehr als ein Häufchen Asche. Wissen wir jemals, wie sorglos wir auch sein mögen, ob der Stein, der unsere Bahn endet, sich nicht schon auf unserem Wege befindet?

Mathilde. Aber, Madame, wer sind Sie denn?

Miß. Wer ich bin? ... Eine Frau, die gelitten hat.

Mathilde. Ach, Sie hatten mir Furcht eingeflößt ... (Pause.) Sie sagen, daß Sie gelitten haben. Ist es also wahr, daß das Leid oft die reinsten Seelen heimsucht, denn Sie können nichts begangen haben, um die Leiden zu verdienen.

Miß. Um Gotteswillen, Madame, beschäftigen Sie sich nicht mehr mit mir und forschen Sie nicht nach meinen Geheimnissen. Es gibt Abgründe, die gefährlich zu ergründen sind.

Mathilde. Gefährlich! Weshalb?

Miß. Sie sind glücklich und geliebt: lassen Sie mir meine Schmerzen und behalten Sie Ihre Freuden.

Mathilde. Man sollte meinen, daß Sie sie beneiden.

Miß. Die Verdammten beneiden immer den Himmel, das ist ihre Strafe.

Mathilde. Warum alsdann bleiben Sie in diesem Hause, wo das Glück vollkommen ist ... wo Alles Vertrauen, Zärtlichkeit und Liebe athmet?

Miß. Ich werde nicht lange bleiben.

Mathilde. Sie verlassen uns?

Miß. Ja, Madame.

Mathilde. Uns verlassen, weil ich glücklich, weil ich geliebt bin, sagen Sie also? Aber wenn er mich nicht liebte, würden Sie bleiben?

Miß (sich vergessend, rasch). Wenn er sie nicht liebte ...

Mathilde. Ah, Sie lieben ihn!

Miß. Was kümmert es Sie, da ich fortgehe? Begnügen Sie sich mit meiner Erniedrigung und Ihrem Triumph!

Mathilde. Mein Triumph! Sie reden, als hätten Sie Rechte auf das Herz des Herrn de Latour. Ich allein habe sie: ich allein bin geliebt und ich allein kann es sein. Ich habe sogar das Andenken an jene, die ihn verrieth, aus seinem Herzen gelöscht.

Miß (für sich). Warum ist sie so erbittert gegen mich, die ja nichts von ihr will?

Mathilde. Hier bin ich Alles! Ich bin die Mutter, die legitime Frau!
Miß. Wissen Sie das so genau?!
Mathilde (ausbrechend). Ach, ich wußte es, ich war es gewiß: Sie sind Fernande!
Miß. Nun ja, — ich bin Fernande! ... Sie haben mich gefoltert, damit ich mich verrathen sollte ... Ich habe mich verrathen ... und jetzt?
Mathilde. Fernande!
Miß. Seit sechs Monaten lebe ich hier bescheiden, geduldig, ergeben. Alles habe ich gethan und geduldet und ich wollte sogar gehen, in Verzweiflung von hier entfliehen und Ihnen mein Alles, mein Glück, meine Kinder überlassen ... Sie haben es nicht gewollt! Sie haben den Kampf gesucht, ich nehme ihn an! Bleiben Sie, wenn Sie wollen, die Maitresse des Herrn de Latour, aber ich bin die Mutter meiner Kinder!

Und wieder tritt der Gatte der beiden Frauen ein und droht, er werde die Kinder zu Richtern in dieser Sache nehmen, selbst auf die Gefahr hin, daß das Bild der Mutter besudelt werde, welches er trotz aller peinlichen Erinnerungen sich bestrebt habe in den jugendlichen Herzen rein und ohne Makel zu erhalten. Miß Multon verzichtet darauf und verläßt das Haus für immer, glücklich im Gedanken, wenigstens die Liebe und Achtung ihrer Kinder zu besitzen.

Ein anderes Ende ist nicht möglich. Miß Multon's wahnwitziges Beginnen, der zweiten Frau die Rechte der ersten entgegenstellen zu wollen, um vor ihren Kindern als Mutter zu erscheinen, kann nur einen Mißerfolg haben. Sie muß nothwendig aus dem Hause weichen und das letzte Wort der scheidenden Frau: „Jamais!" endet das Stück, ohne den Conflikt zu lösen. Aber indem die Verfasser ihr Drama auf die Bühne des Ambigu verpflanzten, mußten sie Rücksicht auf das dort maßgebende Publikum nehmen, welches rührende Melodramen mit glücklichem Ausgang verlangt. Die französischen Dramatiker von heutzutage sind fast alle gute Spekulanten und schlechte Dichter. So nahmen denn auch die Herren Nus und Belot auf Bestellung ihr Stück wieder in Arbeit und brachten durch einen neuen Schlußakt eine Verschlimmbesserung in der Manier des seligen Johann Ballhorn zu Stande, die einzig durch den Hinweis auf die Kasse zu motiviren, aber nicht zu entschuldigen ist.

Miß Multon geht im letzten Akt von dannen, ohne sich ihren Kindern zu erkennen gegeben zu haben und mit dem Versprechen „niemals" wiederzukehren. Aber ihr vierzehnjähriges Mädchen erräth in dunklem Vorgefühl die Wahrheit und ihr Herz sagt ihr, daß Miß Multon ihr mehr sein müsse, als eine bloße Gouvernante. Sie hat den Zusammenhang durchschaut und kann sich über die Abreise nicht trösten. Sie erkrankt aus Verlangen nach ihrer Mutter und sie muß sterben, wenn diese nicht wiederkehrt. Man ruft Miß Multon zurück und gerade die Stiefmutter Jeanne's ist es, die sie wieder herbeiholt. Miß Multon enthüllt ihrem Kinde das Geheimniß und das Verbrechen ihrer Vergangenheit. Schließlich einigt man sich dahin, daß die Kinder alljährlich einige Monate bei ihrer Mutter zubringen dürfen. Allgemeine Versöhnung.

Steht dieser neue Akt in vollständiger Verbindung mit der Handlung des ursprünglichen Stückes, so kann das nämliche von dem andern Zusatz-Aufzug, der vorn angehängt ist und jetzt das Drama einleitet, durchaus nicht behauptet werden. Noch nie wurde ein überflüssigeres Vorspiel geschrieben. Wir sind in London und machen die Bekanntschaft mit der Häuslichkeit des grillenhaften Doktors Osborn, zu dem Miß Multon kommt, sich um die ausgeschriebene Gouvernantenstelle zu bewerben. Sie erfährt, daß es sich um die Stelle einer Erzieherin ihrer eigenen Kinder handelt und willigt nach kurzem Bedenken ein, nach Frankreich zu reisen und sich Herrn de Latour persönlich vorzustellen. Den Schluß bildet ein für Paris originelles Weihnachtsfest mit Christbaum, um welchen einige dreißig Kinder hüpfen, die des Doktors Schwester ohne Vorwissen ihres Bruders eingeladen hat. Das ist Alles so belanglos und blos für ein Vorstadtpublikum berechnet, daß es keiner weitern Erwähnung bedarf. Bedenklicher ist allerdings der angezogene neue Epilog des Stückes, der den streng logischen Schluß der früheren Fassung ganz aufhebt. Er ist feig, lahm, ungerecht und muß durch die thränenreiche Verklärung der frevelhaftesten weiblichen Pflichtvergessenheit und Selbstsucht jedes Publikum empören, das noch ein Gefühl für Sitte und Recht besitzt.

Etwas günstiger gestaltet sich das Facit, wenn man die ursprüngliche „Miß

Multon" betrachtet. Vergleicht man die Fabel mit der dreiaktigen, einen deutschen Theaterabend nahezufüllenden Ausführung, so ist man billig erstaunt, wie die Autoren dies Nichts von Stoff so geschickt auszudehnen und uns dabei fortwährend zu interessiren verstanden. Aber das ist nicht so sehr ihr Verdienst, als der Vorzug der französischen Dramatik überhaupt. Hier gerade sitzt der Punkt der theatralischen Technik, worin uns die Franzosen seit Corneille überlegen sind. Das Aeußere, die Handlung und demgemäß die Situation ist in ihren Augen Alles, und die Charakteristik geht, wie früher bei den Griechen, nur so nebenher. Daher bei ihnen die Continuität der Handlung, die concentrirte Form, welche jede Individualität aufhebt, aber dafür den straffen causalen Zusammenhang und die unmittelbare Bühnenwirkung der Situation zuläßt. Das französische Drama ist Situationsstück. Die Reichhaltigkeit der Handlung, wie wir sie verstehen und namentlich bei Shakespeare haben, findet sich bei den Franzosen — Victor Hugo und seine Schule ausgenommen — nirgend, wohl aber täuscht uns über die Leere und Magerkeit der Fabel die virtuose Ausnützung der Situation. Nehmen wir gleich die jüngsten dramatischen Produkte Frankreichs: wie armselig ist der Stoff der vier letzten Akte der „Danischeffs", wie monoton „Ferreol", wie dürftig die Etrangère und nun gar „Madame Caverlet". Aber welches reiche Leben innerhalb der scheinbar nicht auszufüllenden Akte! Genug, wenn jeder Aufzug seine Handlungsscene hat, die man schon gleichsam nach dem ersten Aufgehen des Vorhangs kommen sieht. Um die Scène à faire gruppiren sich dann die vorbereitenden und retardirenden Spielscenen, die nichts weiter sind, als verhallende Variationen der vergangenen oder Leitmotive zur kommenden Hauptscene; die vergangene wirkt aber im Zuschauer noch immer nach und die kommende, drohende wirft bereits ihren Schatten voraus. Darin liegt aber das ganze Geheimniß, daß der dürftigste Stoff, geschickt disponirt, uns bis zuletzt zu fesseln vermag. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß die französische Verdrängung des Psychologischen durch das Factische zum Theatercoup, zum Melodramatischen führt. Die Schwierigkeit ist, die Continuität der Handlung mit vollständigem Ausleben der Charaktere zu verbinden. Ich glaube, es ließen sich beide Zwecke vereinigen, so sehr es auch bestritten wurde. Man sehe nur Lessing! Der große Einfluß von Diderot und den Franzosen überhaupt im Formellen ist am Unverkennbarsten in der echt deutschen „Minna von Barnhelm". Der Stoff ist ein Nichts, und wie wirksam und schön ist er in die Breite und Tiefe ausgearbeitet.

Das durchaus französisch traditionelle Geschick der effektvollen Ausweitung der Situation, findet sich auch in „Miß Multon". Die Exposition ist hübsch und klar und hat vor der Mehrzahl französischer Komödien den Vorzug, daß die Prämisse nicht weitläufig erzählt wird. Auch die Bindeglieder zwischen den Handlungsscenen sind mit Geschick gefunden und entwickelt. Nun aber bemerke man neben diesen Vorzügen den breiten, uferlosen Strom der Rührung, worin fast jedes Wort getaucht ist. Oder die raffinirte Art und Weise, wie plumpe Spannung bewirkt wird. Oder die Steigerung des Peinlichen in der Tortur, womit die Kinder absichtlos die unglückliche Mutter foltern, indem sie immer und immer wieder just dasjenige in ihren Gesprächen berühren, was Miß Multon am tiefsten verwunden muß. Man hegt wahrlich keine Sympathie für Letztere, aber schließlich ist denn doch Maß in den Dingen, und oft möchte man die beiden Bälge ob ihres grausamen Spiels zu allen Teufeln wünschen.

Von Charakterzeichnung ist keine Spur zu finden; nicht einmal die Titelheldin ist eine Gestalt. Alles sind Schablonen. Hier die nachgerade sehr wohl bekannte Femme incomprise, dort der abstrakte Tugendheld von betrogenem Ehemann; ferner der komischpedantische Hauslehrer mit lateinischen Brocken im Munde und endlich die unausstehlichen Theaterkinder aus „Menschenhaß und Reue". Einzig die zweite Frau ist ein neuer Typus und nicht übel gelungen. Aber wo in aller Welt könnte diese interessante Handlung wirklich vorfallen? Die Gouvernante verräth sich ja auch im Stück sofort und das Ehepaar Latour müßte ja förmlich auf den Kopf gefallen sein, würde es im Leben die unheimliche Person, besonders nach der zweiten Hauptscene, nicht ungesäumt entlassen. Wenn freilich die neufranzösischen Dramatiker fortfahren, uns als Menschen von Fleisch

und Blut derartige Hampelmänner vorzuführen, die ganz geschickt ausgeschnitten, aber nur auf einer Seite gezeichnet und gemalt sind und darum und immer diese eine unveränderliche Seite dem Zuschauer zuwenden, — dann kommen wohl schließlich diese Herren in der Menschendarstellung noch einmal so weit, wie die Karikaturisten unter Louis Philippe: sie zeichneten eine Birne und meinten — den König.

Immerhin hatte „Miß Multon" einen schönen Erfolg, Madame Fargueil unstreitig die einzige gegenwärtige Tragödin von Paris, welche wahre Leidenschaft hat, spielte vortrefflich und dabei doch maßvoll. Das Publikum schwamm in Thränen. Ich habe noch nie so viel schneuzen hören.

Literarische Notizblätter.

Von **Ludwig Habicht.**

Ob ein Gelehrter in der lateinischen Sprache mehr schimpfen konnte, als ein Kutscher in der deutschen, das war in früheren Zeiten noch sehr fraglich. Jetzt ist der Fortschritt auf allen Gebieten unverkennbar. Selbst unsere Professoren, sobald sie einmal in den alten, hagebüchenen Gelehrtenzorn verfallen, können in deutscher Sprache ein Schimpfregister ziehen, das unsere Droschkenkutscher in tiefsten Schatten stellt.

* * *

Die einzig nutzbringende Kritik besteht darin, die Prinzipien der modernen Kunst anzuerkennen, zu erörtern und allmählich festzustellen. Schon längst sind die Talente, die bei ihren Arbeiten irgend ein Kunstgesetz beobachten, zu zählen und so verwildert vollends der Geschmack des Publikums.

* * *

Ohne eine gewisse Webekunst gibt es keinen wahrhaft guten Roman. In Walter Scott's Werken tritt dieses Talent der harmonischen Fäden-Verknüpfung und Verschlingung am deutlichsten hervor und wer die Technik des Romanschreibens lernen will, muß dieses außerordentliche Muster eifrig studiren. Seltsam genug, hat man sich gerade in England mehr als je von diesem glänzenden Vorbilde entfernt und so wuchert dort eine von Frauen gepflegte Sensations-Literatur am üppigsten, die nur bemüht ist, die buntesten und wo möglich gruseligsten Geschichten bunt aneinander zu reihen.

* * *

Gerade die mangelnde Selbstachtung ist eine Quelle jener entsetzlichen Unruhe, die zwischen Selbstvergötterung und Selbsterniedrigung qualvoll hin und her schwankt und dann besonders bei Künstlern und Schriftstellern so wunderlich in die Erscheinung tritt.

* * *

Wie rasch sich die Sprache der Liebe ändert, beweisen am besten unsere Romane. Wie komisch und albern kommen uns in älteren Romanen alle Liebeserklärungen vor und sicher erscheinen die meisten heutigen in etwa 50 Jahren ebenso veraltet und lächerlich.

* * *

Er schreibt wie ein Maler und malt wie ein Schriftsteller. Wie oft ist dies schon von einem Talent gesagt worden! Gilt dies noch für einen Tadel oder ist es doch schon ein Lob geworden?

* * *

Nicht der Mittelmäßigkeit, wol aber einem bedeutenden Talente, ist man die Wahrheit schuldig.

* * *

„Sans la langue l'ecrivain n'existe pas" behauptet Boileau. Es gibt bereits Schriftsteller, die uns zu beweisen suchen, daß sie auch ohne Sprache ihr Leben fristen können.

* * *

Ein Schriftsteller, der die Welt alle Jahre mit 3 bis 4 Romanen beschenkt, hat auf die Bezeichnung „Romankugelspritze" den wohlbegründetsten Anspruch.

Manche unserer Schriftsteller sind wie Flaschen, die falsche Etiquetten tragen. Man hofft Champagner zu trinken und es ist nur Sodawasser.

* * *

August Staël bat den Kaiser Napoleon dringend, die Rückkehr seiner Mutter zu gestatten und versprach, daß sie sich nicht mehr mit Politik beschäftigen werde. „Bah, de la politique! antwortete der Kaiser: „n'en fait-on pas en parlant de morale, de litterature, de tout au monde?“ Ein moderner Staatsmann scheint derselben Ansicht zu huldigen. Er findet die Presse gefährlich, gleichviel, welchen Gegenständen sie ihre Aufmerksamkeit zuwenden mag.

* * *

Den armen Abbé Lenglet du Frenoy führten seine historischen Schriften zehn bis zwölf Mal in die Bastille und er hatte sich an diese Spaziergänge so gewöhnt, daß er, sobald er den Exekutor kommen sah, ohne ihn nach dem Grunde seines Erscheinens zu fragen, sogleich seiner Haushälterin zurief: „Schnell, etwas Wäsche, Tabak, mein kleines Packet!“ und im Gefängniß erfuhr er dann frühzeitig genug die eigentliche Ursache seiner Verhaftung. Nichts hat sich zu allen Zeiten so wirkungs- und erfolglos erwiesen, als die Verfolgung der Presse. Ob ihre Vertreter in die Bastille oder irgend ein anderes Gefängniß wandern, damit hat sich der Strom der Geister noch niemals zurückstauen lassen, der unaufhaltsam vorwärts rollt.

* * *

Rousseau hat in seiner Jugend Aepfel gestohlen, der heilige Augustin Birnen und Bernardin de St. Pierre Feigen. Es gibt nicht viele Schriftsteller, denen man nur so geringfügige Diebstähle nachweisen kann.

* * *

Während des Schaffens gehört der Dichter und Künstler sich nicht selber an, sondern einem Werke.

* * *

„Er ist nicht nur ein Schriftsteller, sondern ein Mensch, der Leidenschaften gekannt und gefühlt hat“, erklärte Voltaire in einem Anfall von Gerechtigkeit am Prévot, und man mag sagen was man wolle, ohne tiefe gewaltige Leidenschaft ist kein Dichter wahrhaft groß geworden.

* * *

Ein echtes Kunstwerk darf uns nicht immer zudringlich sagen was es will, sondern es muß uns dies nur stillschweigend zeigen.

* * *

Nichts widerwärtiger in Kunst und Poesie, als jene klägliche Detailmalerei, die mit ermüdender Breite die abgeschmackteste Alltäglichkeit wiedergibt und darin ihre ganze Meisterschaft sucht, weil ihr alles Andere fehlt — Gedanken, Formtalent und wahre Poesie. Kann es uns denn wirklich erheben und erfreuen, in einer Romandichtung die armseligste Wirklichkeit wiederzufinden und die trivialsten Gespräche von Helden zu genießen, denen wir im wirklichen Leben wegen ihrer Beschränktheit augenblicklich den Rücken kehren würden?! — Gerade zur Wiedergabe der Wirklichkeit gehört ein außerordentlicher Humor, der uns alles in eine ganz andere Beleuchtung rückt und selbst das Unscheinbarste verklärt und verschönt, aber was uns sehr viele unserer Novellenfabrikanten und Fabrikantinnen liefern, ist nicht unendlich tief, sondern nur — entsetzlich breit.

* * *

Große Ruhe des Herzens besitzt, der weder Lob noch Tadel der Menschen achtet, behauptet Thomas a Kempis. Liegt für den Schriftsteller und Künstler, wenn er diesen Rath befolgt, eine Gefahr darin oder das höchste Glück?! —

Ueber Regiestriche.

Von **Adolf Schwarz.**

Vor einiger Zeit fiel mir wieder ein dramaturgischer Artikel in die Hand, welcher vor mehreren Jahren heftige Erwiderungen hervorgerufen hatte, die vorzugsweise dem über das übliche Kostüm vorgebrachten Tadel galten. Der Verfasser des immerhin interessanten Aufsatzes hatte auch die Rollenfächer, die Gesichtsmasken, das Dekorationswesen und die Regie in das Bereich seiner Betrachtungen gezogen und kommt bei dem letzten Punkte auf eine Hauptthätigkeit der Regisseure, das Streichen und Einrichten der Stücke zu sprechen. Bei dieser Gelegenheit fordert der Verfasser die Wiederaufnahme gewisser Scenen in klassischen Werken, welche auf den Theatern herkömmlicher Weise fortzubleiben pflegen. Ich will nun in dem Folgenden den Nachweis versuchen, daß diese Auslassungen zum Theil eine mehr als traditionelle Berechtigung haben.

Wenn z. B. die Aufnahme der Scene des Montgommery in der Jungfrau von Orleans als absolut nothwendig gewünscht wird, so läßt sich dieses Verlangen unter mehr als einem Gesichtspunkte bestreiten. Zunächst ist es eine Pflicht des Regisseurs, Fehler des Dichters so viel wie möglich unbemerkbar zu machen, was bei unwesentlichen Scenen am besten durch Weglassen bewerkstelligt wird. Die Scene zwischen Montgommery und der Jungfrau kann nimmermehr einen günstigen Eindruck hervorrufen; denn einmal fällt sie durch die Anwendung des Trimeters äußerlich aus dem Rahmen des Stückes heraus und dann kann uns der feige Bursche, der so jämmerlich um sein Leben winselt, nur anwidern; können wir doch nicht einmal über die vorübergehenden Todesschauer des Prinzen von Homburg hinwegkommen, den wir doch schon als Helden kennen gelernt haben. Die Scene ist mindestens überflüssig, denn der Vers im ersten Monolog: „Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren" und die Stelle vom Mitleid im zweiten Monolog, wo die beiden, den Walliser betreffenden Verse selbverständlich fortfallen müssen, motiviren die Schuld der Jungfrau hinlänglich. Schließlich dürften geeignete Darsteller für diese Rolle schlechterdings nicht zu finden sein. Das Warum wird jeder Sachkenner einsehen; die Rolle verlangt nämlich eine Persönlichkeit, einen Stimmton, wie Beides bei einem jungen Mann höchst selten vorkommt, die aber von einer Dame gespielt nur komisch wirken müßte. Ueberdies ist die Aufgabe eine sehr schwierige, die auch durch die glücklichste Lösung nie zu einer dankbaren werden kann.

Das Weglassen der Scene zwischen Ferdinand und Luise im dritten Akte von Kabale und Liebe ist allerdings eine empfindliche Lücke, da sie den ersten Anstoß zu seiner erwachenden Eifersucht enthält und Ferdinand, der in der Scene mit der Lady so viel Reife, Selbstgefühl, Manneswürde und — Malice verräth, ohne jene Scene geradezu albern erscheint, weil er nicht erst Luise zur Rede stellt. Eine vortheilhafte Wirkung läßt sich aber von der Darstellung dieses Auftritts kaum versprechen, denn er enthält im Anfang nur Wiederholungen dessen, was wir schon in der ersten Scene mit Luise hörten und würde gekürzt wenig lohnend sein. Außerdem steht sie durch das stumme Spiel mit der Violine auf einer gefährlichen Spitze, vor welcher die meisten Schauspieler Scheu

tragen würden und Luisens: „Doch werd' ich noch je und je am verwelkten Strauße der Vergangenheit riechen" würde für die Stimmung auch nicht förderlich sein.

Die Audienzscene im Don Carlos fällt nur bei solchen Bühnen fort, wo der Mangel an würdigen Repräsentanten für den Prinzen von Parma und den Admiral dazu nöthigt; die Aufführung aber deßhalb zu unterlassen, hieße die Pietät zu weit treiben, zumal jene bei kleinen Theatern in der Regel nur durch berühmte Darsteller des Posa veranlaßt wird. Oder wäre es wünschenswerther, daß das Publikum so vieler Städte um die ideale Verkörperung des Posa durch einen guten Schauspieler käme? Der Sprung wird übrigens von dem „großen" Publikum gar nicht bemerkt, und dieses stellt bei klassischen Werken gerade das größte Kontingent, welches noch naiv genug ist, den unmittelbaren Vorgang ohne Reflexion auf sich wirken zu lassen. Vielmehr ist der übliche Schluß des zweiten Aktes mit dem Monologe der Eboli zu bedauern, weil wir dadurch die typisch großartige Intriguenscene zwischen dem Pfaffen, dem Kriegsmann und dem durch Eifersucht zur Rache entflammten Weibe verlieren. Daß dagegen die darauf folgende Scene im Karthäuserkloster in Wegfall kommt, ist dadurch gerechtfertigt, weil die Handlung durch dieselbe nicht fortrückt und zugleich ein Kardinalfehler verdeckt wird, der sonst die Briefintrigue und somit das ganze Stück unmöglich machen würde. Der Dichter läßt nämlich Carlos im zweiten Akte zum Pagen sagen: „Sie gab Dir selbst den Brief? — O, spotte nicht! Noch hab' ich nichts von ihrer Hand gelesen..." und kommt im weiteren Verlaufe der Scene zum Glauben, der Brief enthalte die Schrift der Königin. In dem wegbleibenden Auftritt im Karthäuserkloster sagt Carlos zu Posa, dem er sein Abenteuer erzählt und der ihm einen Vorwurf daraus macht, daß er der schriftlichen Aufforderung Folge gegeben habe, gleichsam sich entschuldigend: „Ich kenne ja die Handschrift nicht." Im vierten Akte in der Galerie, wo Carlos dem Posa seine Brieftasche übergibt, heißt es aber: „Gib mir die Briefe doch noch einmal. Einer von ihr ist auch darunter, den sie damals, als ich so tödtlich krank gelegen, nach Alkala mir geschrieben. Stets hab' ich auf dem Herzen ihn getragen" u. s. w. Er muß also doch die Schrift der Königin sehr gut gekannt haben! Die Lösung dieses Widerspruches habe ich nie finden können; auch nie wahrgenommen, daß er bemerkt worden wäre, was nur durch das Fortbleiben jener Scene begreiflich wird.

Auch dem Wunsche, in Uriel Akosta die Schlußscene des dritten Aktes zwischen Ben Jochai und Judith, als zum Verständniß des vierten nothwendig, wieder aufzunehmen, wird man schwerlich Folge geben wollen. Wenn auch die Zustimmung des Dichters anfänglich ihren Grund in einem Zugeständniß an die Schauspieler gehabt haben sollte, die einen „Abgang" verlangten, so wird doch jeder Bühnenkenner zugeben müssen, daß der Schluß des dritten Aktes, wie er gedruckt vorliegt, matt ist. Das hat Gutzkow als erfahrener Kritiker und gewiegter Bühnenpraktiker wohl selbst gefühlt, denn sonst würde er schwerlich in den späteren Ausgaben unter dem dritten Akt eigens die Bemerkung gemacht haben: „Für die Darstellung mag zu empfehlen sein, daß der Vorhang schon mit dem Abgang der Mutter fällt. Judith würde in diesem Falle ihr folgen." Gutzkow, der die Gewalt wirksamer Abschlüsse wohl kennt, hat hiedurch eben so sehr dichterische Selbstverleugnung, wie dramatisches Verständniß bewiesen; ja, in den neueren Ausgaben schließt der dritte Akt mit dem Monologe der Judith, die darauf folgende Scene ist ohne Weiteres weggelassen. Es genügt auch vollständig nach Allem, was wir bis dahin erfahren haben, wenn Ben Jochai im vierten Akte sagt: „Judith ist mein", denn wir können uns das Dazwischenliegende schon denken.

(Ich möchte hier an einen im Hamlet üblichen Strich erinnern, der mir schlimmer scheint, weil er das auf ungezwungene Weise zur Peripetie führende Motiv, die dem Duell vorausgehende Scene an Opheliens Grab, fallen läßt, wodurch die Veranlassung zu demselben sehr vom Zaune gebrochen erscheint und eigentlich den sonst so klugen Hamlet stutzig machen müßte.)

Die Einrichtung, den Tell mit der Ermordung des Geßler zu schließen, ist auch nicht so schlimm, wie sie auf den ersten Anblick erscheinen mag, wobei ich aber bevorworte, daß ich nicht an große Theater denke, die für den „Parricida" noch eine erste Kraft übrig

haben. Das Stück ist, wie man wohl allgemein zugeben wird, mit dem vierten Akte thatsächlich zu Ende. Der fünfte Akt hat mit der eigentlichen Handlung nichts mehr zu thun; wir vernehmen erst nur Berichterstattungen, die nach den vier vorhergehenden Akten und Aktschlüssen von höchster dramatischer Wirkung uns noch wenig empfänglich finden und die erst in der vorletzten Scene auftretende neue Figur ist ein Fehler im Organismus, der durch den angestrebten Zweck des Dichters, den Mord des Tell aus Nothwehr gegenüber dem Mord aus Ehrsucht zu rechtfertigen, nicht gut gemacht wird. Dieser Scene kann auf der Bühne um so leichter entrathen werden, als die von Tell in derselben ausgesprochenen Motive nur Wiederholungen seiner bereits im Monologe angeführten Beweggründe sind und ihn die Jury des Publikums längst freigesprochen hat. Es mag hiezu noch bemerkt werden, daß Seydelmann schon in den zwanziger Jahren den Tell in 4 Akten zur Darstellung brachte und der Genannte war nicht nur ein Schauspieler von seltener Intelligenz, sondern auch von seltener Pietät, den überdies hiebei kein persönliches Interesse leiten konnte.

Ein Gleiches wie im Tell hat man auch mit dem Kaufmann von Venedig versucht, obgleich man es hier mit einer Doppelhandlung zu thun hat; aber unser Interesse für Shylock ist so überwiegend, daß es mit seiner Verurtheilung für die übrigen Gestalten ziemlich erschöpft ist. Dies mag zu Shakespeare's Zeiten bis zu Garrick's Vorgänger und Zeitgenossen Macklin nicht so fühlbar gewesen sein, weil bis zu diesem der Jude immer als komischer Charakter dargestellt worden war. Shakespeare selbst hat wohl den gewaltigen Abstand des fünften Aktes erkannt, da er ihn so kräftig mit Zoten würzte. Ich will hier nur constatiren, daß ich an namhaften Theatern die Auflösung in den Gerichtssaal verlegt und das Stück daselbst mit vollster Wirkung schließen sah. Die Städte waren Königsberg, Frankfurt a. M. und Graz. In letzterer Stadt gastirte — Döring in den fünfziger Jahren mit dieser Einrichtung. Daselbst wurden auch vom Julius Cäsar nur die ersten drei Akte mit gutem Erfolge aufgeführt und das geschah nach öffentlicher Darlegung der Gründe unter der Aegide des als Shakespeare-Kenner und Vorleser allgemein geschätzten Holtei.

Bei dem Einrichten, resp. Streichen der Stücke ist vor Allem das Publikum selbst ins Auge zu fassen. Je größer die Zahl gebildeter Zuschauer, wie dies in den großen Städten der Fall ist, desto mehr kann auch geboten werden; im Allgemeinen aber soll man nie aus den Augen verlieren, daß es den Besuchern der Theater in unserer Zeit der Eisenbahnen an Ruhe und Hingebung fehlt, daß lange Expositionen zu vermeiden und die Hörer so schnell wie möglich medias in res zu führen sind. Alles Unwesentliche, wenn auch an sich schön, ist zu entfernen und der Lektüre zu überlassen, wobei die Tradition beherzigenswerthe Fingerzeige gibt. Ohne weitere Prüfung darf man freilich nicht dem Beispiele selbst bedeutender Bühnen folgen und z. B. Romeo und Julie mit der Hinweglassung des Dienerstreites beginnen, wie es noch in den vierziger Jahren am Wiener Burgtheater geschah; Stücke wie Don Carlos aber ohne Striche aufzuführen, wie hie und da der Versuch gemacht worden ist, möchte vom Dichter selbst in Anbetracht der fast sechsstündigen Dauer und einer in Folge derselben eintretenden Erschöpfung des Fassungsvermögens schwerlich gutgeheißen werden.

Kritische Rundblicke.

Sammlung deutscher Bühnenwerke.

„Sammlung deutscher Bühnenwerke!" Dieser Titel könnte unter einem Bilde stehen, welches zwei Männer als Personificationen der Lustigkeit und des Verdrusses darstellte, einen Theater-Intendanten und einen Bücher-Recensenten, jenen, wie er sich vergnügt die Hände reibt, so viele dramatische Werke, die er „mit Bedauern" ihrer Autoren zurückschickte, losgeworden zu sein; diesen, wie er sich verzweifelnd beim Kopfe faßt, sie alle auf den Lesetisch bekommen zu haben. „In deinem Herzen schlägt kein Busen", declamirte einst ein unglücklich sich versprechender Schauspieler auf der Scene, nachdem die grausame Schöne sein Liebesflehen — natürlich auf der Bühne — verschmäht hatte. Im Stillen wiederhole ich das Wort, an den Theater-Direktor denkend, so oft ich erfahre, daß ein Drama abgewiesen wurde, denn ich sehe schon, wie mir der Buchhändler damit auf die Stube rückt. Zwar hätte ich es auch recensiren müssen, wenn es gegeben worden wäre, allein in diesem Falle würde mich das Geräusch des Orchesters, der Damenkleider und des Gähnens wach erhalten haben, und es gibt immer mehr Unterhaltung zwischen Brettern und Parterre als der Verfasser des Stückes in seiner dramatischen Weisheit sich träumen läßt.

Mit solchen Reflexionen im Kopfe ergriff ich die zierlich gedruckten Büchlein der unter obigem Titel aufgetauchten Unternehmung der Wallishauser'schen Buchhandlung (Josef Klemm) in Wien. Freundliche Widerlegung lächelten mir aber schon die Titel der fraglichen Bühnenwerke ins Herz. Und ihre Blätter rauschten wie der Applaus, den sie bereits eingeerntet hatten. Hier brauchte sich der Setzer nicht schmachtend nach dem Schauspieler umzusehen, denn dieser war jenem bereits vorangegangen.

Es fehlt nicht in Deutschland und namentlich in Berlin an buchhändlerischen Ausgaben aufgeführter Stücke, nur sind sie ohne Wahl aufeinander gehäuft und den Meisten ist die Thaufrische der Neuheit bereits längst abhanden gekommen. Es ist ein Vortheil des in Deutschland noch nicht lange wirksamen Schutzes der literarischen, besonders aber der theatralischen Produktion, daß die Autoren so rasch und unmittelbar von der Scene herab auf den Büchermarkt treten können, ohne eine Beeinträchtigung ihrer pecuniären Interessen fürchten zu müssen. Noch vor wenigen Jahren lauerten die Direktionen gar nicht unansehnlicher Bühnen auf den Druck eines dramatischen Manuscriptes, um es nicht dem Dichter abkaufen zu müssen. In materieller Beziehung hat das französische vor dem deutschen Theater jetzt nichts mehr voraus — weiß der Kukuk, woran es liegt, daß uns kein Scribe und kein Sardou aus so günstigen Verhältnissen hervorgehen will. Heine sagte einmal: „Die Franzosen sind alle geborne Schauspieler; die besten gehen nur nicht auf die Bühne." Von unserer Nation wird man sagen können: „Die Deutschen sind alle geborne Dichter; die besten schreiben nicht.

Nun, einige gute treten jedenfalls in der vorliegenden Sammlung auf. Da findet man zunächst Sigmund Schlesinger mit seinem „Trauerspiel des Kindes". Die literarische Kritik des Stückes ist nach der Aufführung desselben in Wien und Berlin allseitig geliefert worden; ich verweile darum hier nur bei Einzelheiten und Nebenumständen, Sigmund Schlesinger hat ein demokratisches Herz und einen aristokratischen Geist. Mit jenem schreibt er seine Feuilletons für ein Wiener Volksblatt, mit diesem seine Stücke für ein Wiener Hoftheater. Dabei bricht manchmal ein Conflict zwischen beiden aus. Der Geist bedürfte nothwendig einiger Studien, schon in Rücksicht auf den Stil, der die Gedanken in undisciplinirten Sätzen durcheinander laufen läßt, wie ein Heer auf der Flucht. Das

ausgelassen fröhliche Herz gönnt ihm dazu nicht die Zeit. Wählte sich der Dichter einen volksthümlichen Stoff nach seinem Herzen, so würde ihm ohne Zweifel der Geist ausbleiben; ist dieser aber aus bloßen Verstandesgründen zum Lob irgend eines literarischen Höflings oder gesinnungslosen Emporkömmlings angetrieben, so ist kein rechtes Herz dabei.

Das „Trauerspiel eines Kindes“ hat angenehme Lustspielfiguren und einen unangenehmen Schauspielschluß, man könnte somit behaupten, es gehöre allen drei Gattungen des recitirenden Dramas an. Es gehört aber auch speciell — Oesterreich an, zwar nur in einer Kleinigkeit, diese aber ist zu merkwürdig, um nicht auch als solche hervorgehoben zu werden. In Oesterreich vergißt man nicht irgend einen Gegenstand oder desselben, sondern an den Gegenstand. Im ernstesten Leitartikel wie im elegantesten Feuilletons, im ganzen Schriftthum Oesterreichs, immer und überall wuchert dieser nicht blos grammatikalische, auch logische Unsinn, weil ja das betreffende Verbum ein Loslösen und nicht im Anknüpfen ausdrücken will. Macht man dies einem Oesterreicher klar, so schlägt er sich an die Stirne und ruft: „Die dumme Gewohnheit! Sie haben Recht, es muß heißen: auf etwas vergessen.“ Und in der That! Im ersten Akt des Schlesinger-schen Stückes wird an etwas vergessen. Im Zwischenakt ist irgend ein Mann aus Deutschland auf die Bühne gekommen, so daß im zweiten Akt Gustav sich beklagt, man hätte auf ihn vergessen.

Eine der geistvollsten dramatischen Kleinigkeiten Schlesingers wird in der vorliegenden Sammlung erst erscheinen: „Frau Sonne“. Eine Frau hat das Unglück diesen Namen zu führen, das Unglück, weil es keinen Mann und kein Weib, kein sprechendes Wesen auf Erden gibt, welches widerstände ihr gegenüber an diesen Namen eine Beziehung, eine Anspielung, einen Witz, ein Compliment zu knüpfen. Sie heiratet endlich den Einzigen, der den Heroismus des Geschmackes hatte, der Versuchung nicht zu unterliegen.“

Sehr schlicht und bürgerlich nimmt sich neben Schlesinger's Schauspiel Gutzkow's kleines Lustspiel „Dschingiskhan“ in dieser Sammlung aus. Der Contrast entspringt nicht etwa daraus, daß im „Trauerspiel“ eine gräfliche Familie sich bewegt, in Gutzkow's kleinem Drama eine Frau Rendantin, ein Lehrer und dergleichen auftreten, daß dort ein vornehmes Schloß hier ein Stübchen einer Provinzialstadt den Schauplatz bilden. Der Contrast liegt in der Idee, die bei Schlesinger alle Welt interessiren muß, bei Gutzkow ein kleinstädtisches Publikum voraussetzt, welches dem Grundgedanken eine ernste und gemüthliche Seite abzugewinnen vermag. In Wien mußte „Dschingiskhan“ abgelehnt werden. Die Sammlung enthält noch viele der modernsten Novitäten: Große's „Tiberius“, Blumenthal's „Philosophie des Unbewußten“, „Sekuntala“ in der Bearbeitung von A. Donsdorf; Hermann Schmidt's „Rose und Distel“. Ich wäre sehr versucht, mich über alle diese Erscheinungen, denen eine ernsthafte Bücherkritik schon zu Theil wurde, blos plaudernd zu ergehen, in Rücksicht auf ihre äußeren Bühnenschicksale, allein dazu wäre ich nur im Feuilleton eines Theaterblattes berechtigt.

W. Stachel.

Kleine Bücherschau.

Hugo Bürger hat die beiden Dramen, die bisher von ihm auf der Bühne erschienen sind, in Buchform herausgegeben (Verlag von Leo Lipmannssohn). Der Dichter gehört zu den hoffnungsvollen jüngeren Lustspieltalenten, und wenn er auch noch nichts durchweg Annehmbares geschaffen hat, so scheint es doch unzweifelhaft zu sein, daß er das Zeug dazu hat. Das beweisen „Die Modelle des Scheridan“, obwohl sie in der Grundidee ganz verfehlt sind, denn sie bieten genau betrachtet nur eine verkappte Wiederholung des Scheridan selbst. Aber die Scenenführung ist geschickt und es fehlt nicht an einer leckren Würze von Esprit und Sarkasmus. „Der Frauenadvokat“ hat einen ersten Akt, der das größte Lob verdient. Dieser Akt ist reich an scenischer Bewegung, er macht uns mit liebenswürdigen Menschen bekannt, er bietet viele schalkhafte Gesprächswendungen und gipfelt in einem brillanten Schlußwitz, der die Situation wie eine Rakete beleuchtet — kurz, er erregt die lebhaftesten Erwartungen auf das Folgende. Leider ist das Folgende nur Enttäuschung. Der ernste Kern des Stückes ist von unglaublicher Dürftigkeit und fordert fast zum Spott heraus, so daß denn das Ganze verblasen und unerfreulich erscheint. Nebenbei möchten wir den Verfasser warnen, im Dialog in jenen „Hundetrab kurzer Sätze“ zu verfallen, den schon Heine nicht leiden mochte. Solche Gespräche, die aus lauter kurzbeinigen, im Wachsthum unterbrochenen Sätzen bestehen, halten manche

Lustspieldichter für besonders lebhaft und natürlich. In Wahrheit würden aber Menschen, die sich gegenseitig in dieser Weise das Wort vom Munde wegbeißen wollten, nicht etwa für höflich gelten.

*

Hans Herrig hat (bei Enslin) ein dreiaktiges Drama: „Der Kurprinz" herausgegeben, das hohe Beachtung verdient. Die Bühnen haben sich diesem Dichter bisher theils aus Hartnäckigkeit verschlossen und ihm theils den Stein statt des Brotes gegeben, nämlich begeisterungsvolle Zusagen und vertröstende Briefe statt rascher Thaten, statt wirklichen Aufführungen. Dieser Umstand ist besonders deswegen bedauernswerth, weil dem Verfasser dadurch die Gelegenheit entzogen wird, seine Theorien durch die lebendige Anschauung zu controliren und im Nothfall zu berichtigen. Herrig's Dramen sind nicht nach der Schablone gearbeitet. Sie sind zwar bühnenmäßig, aber nicht bühnengewohnheitsmäßig. Statt zugespitzter Wirkungen und derber Reizmittel bieten sie nur den glatten ebenen Fluß einer charakteristischen Entwickelung, bei der es fast mehr auf eine symbolische Nutzanwendung abgesehen ist, als auf die Entfaltung menschlichen Eigenlebens und selbstständiger Persönlichkeit. Das ist auch beim „Kurprinz" der Fall. Fast ist hier die Rücksicht auf die Theaterwirkung zu sehr vernachlässigt, denn zum Mindesten wären schärfere dramatische Einschnitte der Handlung möglich gewesen, ohne dem Gedanken irgendwie Gewalt anzuthun. Diese Forderung läßt sich aber leicht erfüllen und dann ist in dem Drama eine werthvolle und vornehme Bereicherung des Schauspielrepertoirs gewonnen. Der Dichter schildert die Jugend des großen Kurfürsten, die er in Haag verlebt hat, und sein Erwachen aus sybaritischem freilebigem Müssiggang zu dem Bewußtsein der ihm auferlegten weltgeschichtlichen Pflichterfüllung. Der Beruf des Menschen in der Geschichte findet in diesem Drama eine so anschauliche wie gedankenvolle Begründung und die Sprache ist von nicht gewöhnlichem lyrischem Formenzauber. Die Sirenenlieder des Genusses, welche wir von der schönen Prinzessin bisweilen hören, sind um so wirkungsvoller, als sie aus dem Bewußtsein aller Lebensnichtigkeit ihre verzweifelte Sehnsucht schöpfen:

Ach, eine Blüth' ist Jugend. Wenn wir blühn,
Wir hängen — wie die Blum' am Zweige lebt —
Mit der Natur zusammen, und ihr Leben
Ist auch das unsre; was in ihr sich regt,
Regt sich in uns; ihr wechselvolles Sein
Wird uns zum ewig wechselnden Gefühl;
Und Sommer, Winter, Frühling, Herbst,
Sturm, blauer Himmel, Mondschein, Sonnengluth,
Sind Bilder dessen, was wir selber fühlen,
Sind Worte zur Musik. Wenn wir erst alt,
So gleichen wir den Früchten, die gepflückt.
Sie sind nun einmal reif, und das ist Alles.
In Vorrathskammern sind sie aufgespeichert,
Auf Stroh gebettet, daß sie nur nicht faulen!
Doch thun sie's schließlich — und das nennt man Tod...

Das ist eine Stelle, der sich Meister William nicht zu schämen hätte. Herrlich sind auch die Worte, in welchen der Kurprinz die Geschichte seiner Verirrungen erzählt:

Hat man auch nicht vom Wandrer schon erzählt,
Der durch die sand'gen Wüstenpfade zieht?
Kompaß und Karte weisen ihm den Weg,
Noch lange Tage, weiß er, währt der Marsch,
Bis er zum Strand des blühnden Lebens kommt.
Da plötzlich kehrt zur Seite sich sein Blick
Und holde Bilder wirft die Fern' ihm zu:
Es ragen funkelnde Paläst' empor,
Vom Sonnenstrahl geküßt die goldnen Kuppeln
Und Haine schütteln froh die grünen Fahnen
Im leichten Wind, die Silberquelle läuft
Den Blumen nach, die auf der Wiese lachen —
Berückt verläßt der Wandrer seine Bahn
Und eilt dem Bilde zu, das ein Geweb
Nur nicht'ger Dünst' ist, nur ein Hauch der Luft,
Vom Lichtstrahl wunderlich belebt; enttäuscht
Muß bald er die verlassnen Spuren suchen
Und seine Reise hat er nur verlängert.
So ging's mit mir....

Die hervorragendste Scene des Stückes ist die im dritten Akt zwischen Oranien und dem Kurprinz, worin der Grundgedanke des Stückes zu seinem beredtesten Ausdrucke kommt. Leider ist hier Manches zu abstrakt und theoretisch-absichtlich. Wenn der Verfasser alle solche Stellen mit bildender Kraft umarbeitet und die Gedanken durch Gestalten ersetzt, so wird sein schon jetzt sehr achtunggebietendes Werk zu großer Bedeutung gelangen.

O. Bl.

*

Rudolf. Novelle von Hermann Presber. Leipzig, Thomas.

Die vorliegende Novelle zählt nicht zu jener oberflächlichen, leichten Lektüre, die man in einer müßigen Stunde flüchtig durchblättert um sie dann für immer bei Seite zu legen. Dieselbe ist vortrefflich geschrieben und weiß unsere Theilnahme an dem Geschick ihrer handelnden Personen von Anfang bis Ende wach zu erhalten.

Der Verfasser hat sich die bewegte Zeit vor und während des Krieges im Jahr 1866 zum Hintergrund seiner Erzählung gewählt und es sind daher vorwiegend politische Ereignisse und Gegensätze, die ihre Schatten in das Leben und

Treiben der Bewohner einer kleinen Stadt am Rhein werfen und Streit und Unfrieden in das sonst friedliche Dasein derselben bringen.

Rudolf, der Held der Geschichte, ein junger geistvoller Rechtsgelehrter, der in Berlin seine Studien glänzend beendigte, hat sich dort der Fortschrittspartei angeschlossen und tritt nun, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, mit den Leitern der Opposition des Landes in Verbindung, die Blicke immer nach Preußen gerichtet, von woher er allein das Heil für Deutschland erwartete. Dadurch geräth er bald mit den conservativen und preußenfeindlichen Elementen seiner Heimath in ernsten Conflikt, der sich besonders dem Repräsentanten dieser Richtung, dem Grafen R., Rudolf's seitherigem vielvermögenden Gönner und Wohlthäter, gegenüber so sehr verschärft, daß schon das erste Zusammentreffen zum völligen Bruch zwischen den beiden Männern führt.

Aber nicht blos im politischen Leben, auch in der Liebe treffen die beiden Gegner feindlich auf einander. Beide bewerben sich um ein junges Mädchen, die schöne und begabte Alma, die endlich dem Wunsch der Eltern nachgibt und sich dem Grafen verlobt, obgleich sie Rudolf liebt und um seine Gegenliebe weiß. Am Tage ihrer Hochzeit trifft die Kunde von der Mobilmachung der preußischen Armee ein und Rudolf wird von seinen Gesinnungsgenossen in die Residenz berufen, um die Partei in der Abgeordnetenkammer zu vertreten.

Der Graf lehnt die Annahme des ihm angebotenen Ministerpostens ab und zieht sich mit Alma auf seine Güter zurück, wo ihn der Kummer über die preußischen Erfolge und das Fehlschlagen aller seiner Hoffnungen den Umsturz der Dinge nicht überleben lassen. Am Einzugstag der preußischen Truppen in Frankfurt stirbt er an einem Herzschlag.

Die Zeit verstreicht und erst dem Jahr 72, das so Vieles versöhnen und wieder gutmachen sollte, bleibt es vorbehalten Rudolf und Alma zusammen zu führen. Wir sehen nun Rudolf, im Besitz Almas und als Reichstagsabgeordneten, am Ziel seiner Wünsche und seines Ehrgeizes angelangt.

Damit schließt unsere Novelle, die uns nur das Eine vermissen läßt, daß es dem Verfasser bei allem Interesse, das er uns für seinen Helden einzuflößen versteht, doch nicht gelingen will unsere Herzen so recht für denselben zu erwärmen. Vielleicht wenn die politische Thätigkeit Rudolf's, seine Erfolge und Leistungen auf diesem Gebiet mehr hervorgehoben und in den Vordergrund gerückt wären, könnten wir uns mit seinem oft schroffen und herben Auftreten leichter versöhnen und besser mit ihm sympathisiren.

Die übrigen Charaktere der Erzählung sind meist lebendig und mit vieler Menschenkenntniß gezeichnet und zweifeln wir nicht, daß das Buch sich viele Freunde machen wird, hauptsächlich unter jenen Lesern, die auch aus ihrer Unterhaltungslektüre gern Anregung zu ernsterem Nachdenken schöpfen. A. St.

Miscellen.

Von Johannes Scherr erscheint demnächst im Verlage von Ernst Julius Günther ein neues Buch unter dem Titel: „Größenwahn. Vier Kapitel aus der Geschichte menschlicher Narrheit. Mit Zwischensätzen." Scherr eröffnet in diesem Buch einen energischen Feldzug gegen einen Hauptschaden unserer Zeit, d. h. gegen die Ueberhebung und Ueberspannung in Allem und Jedem. Aber er polemisirt als Kulturhistoriker, welcher an die Stelle abstrakter Erörterung überall die konkrete Anschauung setzt und seine ernsten Mahnungen in die Form aktenmäßig getreuer Mittheilungen kleidet.

*

In Otto Reinsdorf's „Illustrirtem Musik- und Theater-Journal" (Verlag von Ad. Bösendorfer in Wien) finden wir folgendes jahreszeitgemäße „Recept zu Frühlingsliedern":

Laue Lüfte,
Süße Düfte
Thun Dir Noth vor allen Dingen,
Willst erbaulich
Und beschaulich
Du den holden Lenz besingen.

Stille Wälder,
Grüne Felder
Sind Dir gleichfalls unentbehrlich;
Auch mit hellen
Silberquellen
Sei nur ja nicht allzu spärlich!

Blüthenäste
Laß vom Weste
Kosend auf und nieder wallen;
Durch der Bäume
Grüne Räume
Schmettern laß die Nachtigallen.

Oft zum blauen
Himmel schauen, —
Mag die Wirkung nicht verfehlen
Bei den innig,
Sanft und sinnig
Zarten, weichgeschaffnen Seelen.

Mische Sehnen
Noch und Thränen
Recht vollauf im Ueberflusse;
Mondesschimmer
Hilft, wie immer,
Dann zum würdigsten Beschlusse!

Carl Koßmaly.

*

Verschiedenen freundlichen Einsendern verdanken wir für unsere Sammlung folgende Blüthen des Unsinns:

1. Wilhelm Jensen leistet in seinem Roman: „Sonne und Schatten" (Ueber Land und Meer 1872, Nr. 16, S. 11) folgenden Satz: „Er hielt, mich mit den Augen umklammernd, inne." Daß Augen „klimmern" können (i. e. blinzeln), haben wir im Hannöverschen öfters gehört. Daß Augen auch „klammern" können, dürfte neu sein.

2. A. Mels erzählt in seinem Roman: „In Sturm und Drang", der im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" erscheint: „Der Mann stutzte — er raffte sich in seine Knie zusammen — dann riß er einen Todtschläger aus seinem Gilet — befestigte denselben am Handgelenke — zog aus einer unbekannten Tasche ein langes katelanisches Messer und sagte rc."

3. In No. 13 der „Deutschen landwirthschaftlichen Presse" sucht ein Inspektor, „der schon Wirthschaften selbst vorgestanden, zum 1. Juli d. J. eine ähnliche dauernde verheirathete Stelle."

4. Das „Westfälische Volksblatt“ sagt in seiner No. 58: „Das Zimmerfenster im kronprinzlichen Palais, worin die Königin einst wohnte“ rc. —

*

Robert Hamerling's Cantate: „Die sieben Todsünden“ wird demnächst in Berlin zur Aufführung gelangen.

*

Das „Berliner Tageblatt“ veröffentlichte jüngst folgenden Theaterscherz, der dann durch die deutschen Blätter die Runde gemacht hat.

Kurz nach dem Beginn eines neuen Trauerspiels fragte Jemand seinen Nachbar:

„Entschuldigen Sie — sind das Jamben?“

„Bedaure“, war die Antwort. „Ich sehe selbst nicht so weit.“

*

In S. Heller's Aufsatz über die „Aspasia“ hat sich ein lapsus eingeschlichen. Es ist dort Philipp von Zesen als der Verfasser der „Asiatischen Banise“ bezeichnet. Dieser Roman, welcher zur Zeit europäischer Berühmtheit sich erfreute, hat in Wahrheit den Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen zum Verfasser.

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte“** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.**, 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.

Hierzu eine Beilage von der Wallishauser'schen Buchhandlung in Wien.



Freiligrath-Album.

Den vielen Freunden und Verehrern des verstorbenen Dichters **Ferdinand Freiligrath** empfehlen wir das rühmlichst bekannte Freiligrath-Album:

Deutsche Dichtergaben

Album für Ferdinand Freiligrath.

Eine Sammlung bisher ungedruckter Gedichte von Bodenstedt, Dingelstedt, Geibel, Gottschall, Hamerling, Herwegh, Heyse, Kinkel, Lingg, Maximilian (Kaiser von Mexico), Prutz, Roquette, Simrock, Träger, Waldmüller (Duboc) u. v. A.

Herausgegeben von Chr. Schad und J. Hub.

35 und 436 Seiten in 8° brochirt, Leipzig 1868.

Ladenpreis Mark 4. 50., jetziger Preis nur Mark 2. 50. [61

Das von der Gesammtkritik Deutschlands ausgezeichnete **„Freiligrath-Album"** gepriesen von den Leipziger „Blätter für literarische Unterhaltung" als ein Werk, **„das die Musen mit eigenen Händen begonnen und beendet haben"**, bildet bekanntlich ein poetisches Denkmal für Freiligrath und enthält auch eine schwungvolle Biographie des Gefeierten von dem Mitherausgeber Ignaz Hub. Das gesammte poetische Vaterland ist in dieser Revue der deutschen Lyrik vertreten durch 102 namhafte Dichter. Die kulturhistorische und landschaftliche Farbe ist in den Dichtungen vorwaltend. Die Ausstattung des Buches ist schön. Das charaktervolle, vortrefflich ausgeführte **Stahlstich-Portrait Freiligrath's** gibt dessen Züge mit tadelloser Treue und Klarheit wieder.

Exemplare sind nur kurze Zeit zu dem oben angegebenen, bedeutend ermässigten Preise zu beziehen durch

A. Stuber's Antiquariat in Würzburg.

Im Verlag von **Ernst Julius Günther** in Leipzig erschien:

Für alle Wagen- und Menschen-Klassen.

Plaudereien von Station zu Station.

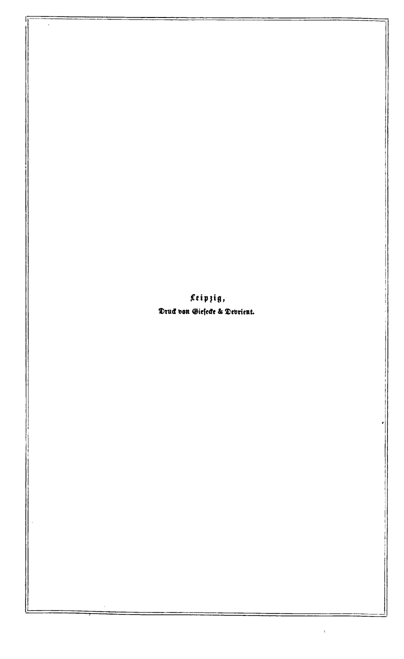
von

Oscar Blumenthal.

3 Bändchen von 7—8 Bogen in illustrirtem Buntdruckumschlag.

Preis pro Band Mark 1. —.

Ueber dies Buch sind **Witz** und **Laune** verschwenderisch ausgegossen. „Die Montagszeitung" nennt es „einen bunten **Baedeker durch die weite Republik des Witzes**", und fügt hinzu: „**die drei Klassen des lustigen Trains sind mit Humor und Geist bis auf den letzten Platz gefüllt.**"



Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.